

DIE FACKEL

Nr. 374/375

8. MAI 1913

XV. JAHR

Geschriebenes, das im Wechsel der Tatsachen die solchen Unbestands fähige Zeit zu gestalten sucht, ist für diese selbst verloren. Um es lesbar zu machen, muß gesagt werden, daß es unwahr sei.

Die Katastrophe der Phrasen

FINSTER WARS, DER MOND SCHIEN HELLE

Die Einmütigkeit d. Großmächte

Berlin, 3. April. Nachdem jetzt auch Rußland sich durch ein französisches Kriegsschiff bei der Flottendemonstration an der montenegrinischen Küste vertreten lassen will, kann an dem internationalen Charakter dieser Aktion nicht mehr gezweifelt werden. Wenn auch ein voller Erfolg des gemeinsamen Vorgehens der europäischen Regierungen kaum zu verzeichnen sein dürfte, da König Nikita bis auf weiteres entschlossen ist, dem Willen Europas zu trotzen, so liegt doch in der fortdauernden Einmütigkeit der Großmächte, wie sie sich heute wieder in den albanischen Gewässern manifestiert, eine Gewähr dafür, daß sich auch weiterhin Mittel und Wege finden lassen werden, um das Konzert der Mächte zusammenzuhalten. Und darum unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß auch der Fall Skutari¹ nichts an der Tatsache wird ändern können, daß die Stadt albanisch wird.

Das drohende Fiasko der Flottendemonstration

London, 3. April. In wohlinformierten Kreisen wird die Auffassung aufrechterhalten, daß die neueste Entwicklung der Lage vor Skutari und Montenegro die Gefahr schwerer Verwicklungen in sich berge. Der Fall der Festung gilt als bevorstehend. Mit einiger Sorge betrachtet man die Tatsache, daß sich in Paris die Tendenz zeigt, Petersburg gegen Wien aufzureizen. Mehrfach wird die Meinung geäußert, daß keine einzige Großmacht bezüglich der Flottendemonstration eine endgültige Verpflichtung eingegangen sei. Man spricht bereits von einem vollständigen Fiasko der Demonstration und macht darauf aufmerksam, daß auch die englischen Kriegsschiffe die ganz vage Order erhielten, nach dem Osten in das Adriatische Meer zu fahren. Aber der Osten ist groß und die englischen Interessen dort vielfältig, so daß um eine Erklärung der englischen Schiffsbewegungen niemand in Verlegenheit geraten könne.

1 Skutari wurde von Serbien und Montenegro beansprucht und von Letzterem besetzt.

Die 'Times' über die Einigkeit Europas

London, 10. April. Die 'Times' betonen die Einigkeit des europäischen Konzerts ... Das Blatt betont, daß Europa auch in der Beilegung des Konflikts zwischen Bulgarien und Rumänien Rußland zu Dank verpflichtet sei, und schließt mit einer Mahnung an die verbündeten Balkanstaaten, daß es die beste Politik für sie sein werde, sich den guten Willen Europas zu sichern, indem sie sich einem Frieden auf der Grundlage, die Europa ihnen empfiehlt, geneigt erweisen.

Bulgarische Ratschläge an Montenegro

30. April ... Man ist hier nicht im entferntesten geneigt, das montenegrinische Abenteuer mitzumachen, und stellt mit Bedauern fest, daß Serbien Montenegro im gegenwärtigen Momente Unterstützungen angedeihen läßt, die den Widerstand des Königs Nikolaus verstärken, der der Meinung sein muß, daß Montenegro seitens der Verbündeten werktätige Hilfe erfahren werde. Die bulgarische Regierung hat deshalb in Cetinje diesbezügliche Erklärungen abgeben lassen und erklärt, daß sie eine Unterwerfung Montenegros unter die Forderung Europas als den einzigen Weg ansehe.

Differenzen zwischen dem Dreibund und der Tripel—Entente

Paris, 10. April. Wie der 'Gaulois' meldet, sind ernstere Differenzen zwischen der Tripel—Entente und der Tripel—Aillanz in der bulgarisch—rumänischen Angelegenheit hervorgetreten. Der Dreibund setzt sich dafür ein, daß Rumänien außer der Stadt Silistria noch Gebiete um Silistria erhalte und dafür Bulgarien als Entschädigung Saloniki zugewiesen bekomme. Die Tripel—Entente hat diesem Vorschlag des Dreibundes ihre Zustimmung bisher verweigert.

Die Solidarität der Balkanverbündeten

30. April ... Sicherlich werde sich bei kriegerischen Maßregeln Österreich—Ungarns gegen Montenegro in der öffentlichen Meinung Serbiens und Bulgariens ein solcher Sturm der Entrüstung erheben, daß die Regierungen leicht zu Hilfsmaßregeln für den Verbündeten gezwungen werden könnten, ganz gleich, ob es geschriebene Verträge gäbe oder nicht ... Ich bestätige Ihnen meine frühere Meldung, daß jede militärische Aktion Österreich—Ungarns, ob sie nun mit oder ohne Mandat erfolgt, der unbedingten Solidarität der vier verbündeten Regierungen sich gegenüber befinden wird.

Wenn in zwei benachbarten Spalten derlei Platz hat, wenn man nie weiß, ob die Journalisten immer auch dort lügen, wo die Diplomaten lügen, wenn schließlich die Ereignisse selbst so sind, daß sie einem gestohlen werden können: was soll dann dieser ganze Diebsjargon der Informiertheit? Selbst auf der Börse, die sich einst ernst nahm, scheint blinde Kuh gespielt zu werden. Ich war immer ein Feind von Konzerten. Aber vor dem europäischen möchte ich bis nach Asien fliehen, wo man weiß, wann es aus ist.

* * *

Die Phrase im Krieg

Blut ist unter allen Umständen nötig. Barbarische Völker brauchen es, um endlich in den Besitz der Phrase zu gelangen: wir, um die Phrase herunterzuwaschen. Es ist bereits so weit gekommen, daß im Zusammenhang mit der Flottendemonstration der Wunsch ausgesprochen werden kann, es möge eine »Klippe umschifft« oder ein »Ufer erreicht« werden. Klippen lassen sich aber nur auf dem Festland umschiffen, zum Beispiel bei einer Krida, und Ufer werden nur in Plädoyers erreicht. Seitdem Kaufleute Klippen umschiffen und Advokaten Ufer erreichen, können es die Admirale nicht mehr tun. Wahrlich, man ist im Wasser, wenn auf dem Wasser mit Vergleichen aus dem Wasser gearbeitet wird. In geistig bankerotten Zeiten wird statt der Anschauungsmünze das Papiergeld der Phrase verausgabt. Wenn statt der Dinge Bilder von anderen Dingen bezogen werden, steht es schlimm genug. Aber wenn diese Bilder auch dort noch gebrauchsfähig sind, wo die Dinge schon bei den Dingen sind, wenn Ufer eine Umschreibung für Ufer und Klippe eine Phrase für Klippe ist — dann ist ein Krieg unvermeidlich!

* * *

Soldaten und Diplomaten

7. April:

... Soldaten haben nicht die Spitzfindigkeit von Diplomaten, begnügen sich nicht mit Förmlichkeiten, denken einen Gedanken vollständig durch und gehen ohne viel Umschweife gerade auf das Ziel los ... Diplomaten mögen es sich gefallen lassen, wenn sie gehänselt und verspottet werden. Der englische Vizeadmiral Burney und die Offiziere der anderen Großmächte werden sich auf solche Späße nicht einlassen.

8. April:

... Vizeadmiral Burney muß bei seinen Entschlüssen als Diplomat handeln, und die Maßregeln, welche er zu ergreifen gesonnen ist, auf Grund diplomatischer Erwägungen treffen.

Er hat als Diplomat gehandelt.

* * *

Das fängt gut an

»Am nächsten Montag dürfte die Entscheidung fallen. Der Soldat muß jetzt ebenfalls zu Gehör kommen und hat darauf zu achten, daß nicht durch Verschleppen und Verzögern auch nur ein einziges Leben ohne Notwendigkeit verloren gehe. Cassandra hat über die Belagerung von Troja geseufzt, und auch dem König Agamemnon wird es nicht angenehm gewesen sein, die Tochter den Göttern zu opfern ... «

* * *

Die Sprache der Ehre

»Sir Edward Grey ist ein Gentleman; er macht aus seinem Worte keinen Spaß und nimmt sein Versprechen ernst ... Wir hören aus der Westminster Gazette *die Sprache der Ehre* und des Gewissens. England wird doch nicht zugeben, daß die Forderung, die sein Admiral an den König Nikolaus gerichtet hat, in Cetinje wie Rauch behandelt werde, der sich verzieht ... Die englische Regierung hat ihren Namen unter den Beschluß über Skutati gesetzt, und diese Unterschrift ist *so gut wie bares Geld*.«

* * *

Ein aufgeregter Vergleich

Werden sie jedoch auch einmütig sein, um die Mittel zur Durchsetzung dieses Beschlusses anzuwenden und werden sie nicht wieder als Rafael ohne Hände dastehen, der meisterhaft malen kann, wenn er eben nur Hände hätte?

Demnach war Rafael ein Krüppel und das Zitat scheint zu lauten: Er wäre ein großer Maler geworden, wenn er mit Händen auf die Welt gekommen wäre. Aber dann wird man bekanntlich lieber gleich Redner.

* * *

Der Maßstab

» ... Ist das nicht köstlich, wie der König Nikolaus, der für das auswärtige Ministerium und für die Agenten in einzelnen europäischen Hauptstädten nicht so viel verwendet, als vielleicht mancher russische Botschafter *kostet*, dem Zaren sagt, daß er trotz der zahllosen *Millionen*, die er für diesen Dienst *ausgibt*, doch nicht wisse, was in der Welt vorgehe, und daß in Cetinje viel mehr darüber bekannt sei?«

* * *

No no, wer wird denn!

» ... Der Streit mit dem Königreich Montenegro, der Gegensatz zu einem Völkchen, das auf der tiefsten Stufe des Elends steht, wo Mensch und Vieh noch häufig in einem Raum ohne Dielen, ohne Fenster und ohne Rauchfang zusammenwohnen, würde keinem von uns den Schlaf stören ... In den Steinhütten, die oft nur einen Raum haben, wirbeln Männer und Frauen, Erwachsene und Halberwachsene, Schweine und Schafe durcheinander. Der nackte Boden ist die Schlafstätte, die Kleider werden über Nacht nicht ausgezogen, und der ungewaschene Körper ist von Ungeziefer bedeckt. Mais und Zwiebel sind die Nahrung, und Fleisch wird nur an besonders hohen Festtagen genossen. In dem größten Teile des Landes wütet das Sumpffieber, und eine noch viel schlimmere

Krankheit, die Lustseuche, ist so verbreitet, daß sie jährlich viele Opfer kostet ...«

So schreibt ein Mann aus der Wohllebengasse. Aber die Lustseuche, die auf deutsch Syphilis heißt, soll auch jährlich viele Opfer in Staaten kosten, wo die Kleider über Nacht ausgezogen werden, wo Fleisch genossen wird, wo zwar Männer und Frauen nicht durcheinanderwirbeln, aber Schweine und Schafe, und wo es sogar Rauchfänge gibt. Die Neue Freie Presse hat seit jeher einen Pick auf Montenegro. Gewiß ist ein König nicht sympathisch, dessen Arsch größer ist als sein Land, der jeden Fremden, welcher eine größere Geldsendung bekommt, im Hotel besucht, sich überhaupt mehr für österreichische Postanweisungen interessiert, als nötig ist, sich freut, wenn er seinen Hammel im Trockenen hat, und dann seine Lyrik dem Professor Ludwig Stein schickt. Aber schließlich, was will man haben, er ist doch ein Montenegriner, wie er sich nicht gewaschen hat, und ein solcher ist immer noch reiner als ein volkswirtschaftlicher Redakteur, der sich gewaschen hat, lassen wirs gut sein.

* * *

Fait accompli

Montenegro macht die letzte, verzweifelte Anstrengung, Skutari zu erobern, und will Europa vor ein *Fait accompli* stellen. Die Kriegsschiffe der Mächte vor Antivari sollen die Einnahme von Skutari erst erfahren, wenn die Montenegriner und vielleicht inkognito auch ein Teil der serbischen Truppen sich bereits in der eroberten Stadt befinden.

Die Schwierigkeit, die Einnahme einer Stadt vor deren Eroberung zu erfahren, ist nicht auszudenken. Kann man denn den Tod eines Menschen erfahren, bevor er gestorben ist? O doch, sagt die Neue Freie Presse und verweist auf den Tod Björnsons.

* * *

Der Spezialkorrespondent für die Blockade

war nicht zu beneiden. Er beklagte sich, daß er sogar von der Brandung hinausgeworfen wurde, wenn er zur Flotte wollte. Und kam er hinüber, so schwiegen die Offiziere. Die Österreicher waren liebenswürdig, die Engländer und Franzosen hatten Wäsche. Daß die Blockade verhängt worden sei, erfuhr der Korrespondent authentisch: er durfte nicht an Bord.

Als ich mit meiner Barke zum Fallreep des »Erzherzog Franz Ferdinand« kam, teilte mir der Wachoffizier mit, daß ich jetzt nicht an Bord kommen könne. *Ich wartete*, worauf der Wachoffizier abermals erschien und mir mitteilte, daß um 8 Uhr die Blockade verhängt worden sei, weshalb niemand mehr an Bord kommen dürfe. Er machte mich aufmerksam, daß kein Fahrzeug die Linie vom »Franz Ferdinand« bis zum Kap Rataz überschreiten dürfe. *Endlich* war also die so lang erwartete Blockade Tatsache geworden.

Es ist immerhin schon ein Fortschritt, daß die Information zwar nicht verweigert, aber in Form eines Hinauswurfs erteilt wird.

* * *

Meldung über Verzögerung der Verhängung der Blockade bis Mittwoch

ist so einer der Titel, die jetzt der aufgeregte Friedensjud in die Ereignisse hineinbellt.

* * *

Aufforderung des Kommandanten der Demonstrationsflotte an Montenegro zur Einstellung der Beschießung Skutaris

aber bis das zu Ende gelesen ist, wird weiter geschossen.

* * *

Staatssekretär v. Jagow über die Einmütigkeit der Mächte über Skutari

das inzwischen fällt.

* * *

Plan König Nikolaus' zur Erhebung Skutaris zur Hauptstadt Montenegros

währenddessen er ihn ausführt.

* * *

Das kommt davon

... Weiter verlautbart der Korps— und Landwehrkommando—Befehl: »Gefreiter Milan Majcen, des Infanterieregiments Nr. 16, und Infanterist Michael Geppert, des Landwehr—Infanterieregiments Nr. 24, haben gelegentlich der Militär—Skilaufkonkurrenz auf dem Semmering am 26. Jänner d. J. nach Erreichen des Zieles zirka um 6 ½ Uhr abends Hilferufe von den Höhen gehört. Obwohl selbst stark ermüdet, kehrten sie um, gingen den Rufen nach und fanden *einen erschöpften Träger des Zivilstandes* im tiefen Schnee liegen ... «

* * *

Tierisches, Allzutierisches

... Fast ein Symbol der leisen Wendung, die seit dem letzten Samstag eingetreten ist, möchten wir es nennen, daß Graf Mensdorff, und sein Vetter, der russische Botschafter Graf Benckendorff, wie das Reutersche Büro nicht ohne Absichtlichkeit berichtet, das auswärtige Amt in London, das mit den Erinnerungen an so viele Ereignisse verbundene Haus in Downing Street, gemeinsam verließen, nachdem sie vorher eine Besprechung miteinander hatten.

Der leibliche Cousin! Die Familie wird doch nicht zugeben —

* * *

Wie Österreich spricht

Kein Zweifel, dieses nach Stürmen glücklich geborgene Österreich, über alle Abgründe getragen von dem Gedanken, daß die Hauptsach Gesundheit ist und warme Füße, sieht bereits ganz aus wie der Mendl Singer. Es mag noch berühmtere Männer geben; keiner ist repräsentativer. Wenn der Auerhahn balzt, wenn auf steilem Grat eine Exzellenz einen Gamsbock zuerst grüßt, weil es ein Journalist sein könnte, wenn in dem Land, wo am meisten begrüßt wird und am wenigsten Ehre ist, das Echo dem Wanderer zuerst Hab die Ehre sagt — auf der Alm und im Couloir: überall ist Mendl Singer. Ein Sinnbild, das wie kein anderes diesem aristodemoplutobürokratischen Mischmasch aus Talmud und pragmatischer Sanktion gerecht wird. Österreich, das Land, dem nix g'schehn kann, alle Überraschungen eh schon wissend, befestigt durch Zerwürfnisse, gelenkt von der Staatsräson, daß keiner den andern verstehen soll, damit jeder überzeugt sei, daß er recht habe: dieses Österreich spricht die Sprache seines kaiserlichsten Rates. Zu Ostern »eilt« es an die Adria, wo man sich, nachdem man das ganze Jahr sich nichts hat abgehen lassen, die schweren Zeiten nicht verdrießen läßt. Die Stimmung ist patzweich.

Mit seinem feinen Takt hat der Statthalter Prinz Hohenlohe in dieser schweren Zeit es *verstanden*, daß den Rückwirkungen der vielartigen Ereignisse auf die Stimmung der braven, tüchtigen Triester die starke Hoffnung auf bessere Zeiten erfolgreich entgegentrat.

Wie macht man das? Was tut man da?

Und von allen Seiten hörte man auch die Tätigkeit des Generaldirektors des Lloyd, des Hofrates Frankfurter, rühmen, der, ein eminenter Geschäftsmann, sich bei allen schwierigen Fragen des Seeverkehrs als geschickter Politiker und gewandter Diplomat glänzend bewährte. Davon sprach man auch viel in der großartigen Restauration Bona Via *Meister* Vanolis, wohin sich alles drängte, um die Unbilden der Witterung zu vergessen. Da fühlte man sich so außerordentlich behaglich und wohlgeborgen, in einem eleganten Heim, wo alles reichste Befriedigung findet.

Das Essen ist ein Gedicht.

Ein Grillroom ins Italienisch—Gemütliche übersetzt; da wählt man sich den Fisch, auf den sich gerade der Gaumen freut, und sieht vorschmeckend gemütlich zu, wie er dann im Oel schmort.

Ein Vergnügen. Wie zu Haus. Plötzlich kam der Thronfolger, konversierte mit dem Statthalter und reiste, nein

eilte nach Mitamare, zurück zu den Seinen; man weiß ja, wie innig das Familienleben ist, das Erzherzog Franz Ferdinand sich geschaffen hat. Und vergessen wir eines nicht: aus aller Munde tönte in diesen vielbewegten Tagen auch in Triest das Lob und der Dank für den in schwierigster Zeit nie verzagenden, weitblickenden Monarchen, der in seiner Weisheit die Geschicke des Reiches in friedlichen Bahnen lenkt.

Aber am 18. August werden die Tiroler Bauern doch vor dem Mendl Singer die Volkshymne singen. Wie schlägt man die Zeit bis dahin tot? Das Wetter ist die einzige Instanz, die in Österreich nicht mit sich reden läßt. Dagegen Separatcoupés erster Klasse soviel man will. Was folgt daraus?

Hinüber in die alte Lagunenstadt, in das steinerne Märchen, sinnberückend erbaut auf Meeresgrund.

Selbstredend zu Bauer & Grünwald. Man eilt. Alles eilt in Österreich, wenn es nicht gerade dringend ist.

Auf dem Lido zu promenieren war unmöglich, so bestieg ich den neuerbauten Kampanile. *Aber gleich fünfmal hintereinander.*

Man muß doch Bewegung machen bei dem Wetter.

Ein köstliches Gedenken brachte man aber doch heim: eine Ostermesse in der Markuskirche mit Vokalmusik. *Nein, ich werde es nicht versuchen, den Zauber dieser Messe zu schildern* oder gar die gewaltige Stimmung, die einen in diesem einzigartigen Dom erfaßt.

Wir danken alle Gott.

Vorher aber sagt man gern ein aufrichtiges Kompliment dem Stationsvorstand Fröhlich ... Der Schnee war geschmolzen in der Karwoche ... Was tat's? ... Nebenbei bemerkt sei ein guter Rat gegeben ... Auf daß der Abschied vom Osterurlaub nicht gar zu schmerzlich falle, brach, wie gesagt, am Ostermontag schlechtes Wetter ein ...

Emanuel Edler v. Singer

Österreich, über allen irdischen Sorgen, die ihm stark aufliegen, nie den Himmel vergessend, hat ein Problem, das ihm wirklich nahe geht: Ob's regnen wird.

* * *

Salus populi

Die 'Zukunft' vom 29. März enthält das folgende Gedicht:

Österreichische Offizierballade

Nach dem Kampf mit den wilden Banden
Unten in der Kriwoscie,
Sah man viel Krüppel in Österreichs Landen,
Armstumpf, Stelzbein und Humpelknie.
Da hat Eins das Volk verdrossen:
»Sind denn die Kugeln so wählerisch?
Nur das Volk war zu Krüppeln geschossen;
Der Offizier blieb heil und frisch!

Aber noch schlimmer als Kugeln sind Messer!

Wen ihre Kugel zu Boden warf,
Den verstümmeln die Pilaffresser
Mit Ihren Messern; und die sind scharf!
Warum bloß unsere braven Soldaten,
Nie Offiziere?« Mich kränkt dies »Warum?«
Und so will ichs Euch gern verraten,
Denn ich weiß, die Scham macht Euch stumm.

Hört denn: die Wiener Herren wußten,
Diesmal gilts nicht die offene Schlacht,
Die unsere Truppen bestehen mußten:
Diesmal wird es ganz anders gemacht.
Grausamer Blutdurst ist zu erwarten,
Auf den Verwundeten stützt sich die Gier,
Und was seiner für Gräuel harrten,
Das zu schildern, erlaßt Ihr mir.

Der Offizier, der mag selber entscheiden,
Ob ihm der Tod nicht lieber sei,
Als den Schimpf der Entmannung zu leiden
Durch das Messer der Barbarei.
Will er verstümmelt nicht weiterleben
(Also beschlossen die Herren in Wien),
Sei ihm die Hilfe gleich mitgegeben
In einer sicheren Pille Strychnin.

Nun überlegt: Sich verwundet zu wissen
Und in dem Schmerz und sickerndem Blut
Noch die Pille suchen zu müssen,
Dazu brauchts wahrhaften Heldenmut.
Stellt Euchs nur vor! Von all den Braven
Kam nicht einer als Krüppel zurück.
Mögen sie ruhig den Heldentod schlafen!
Seht Ihr: Ihr schweigt! Stumm senkt Ihr den Blick ...

Prag

Hugo Salus

Ja, nach dem Kampf mit den wilden Banden
Unten, gleich links, in der Kriwoscie,
Sah man viel Schmöcke in Österreichs Landen,
Die es besungen jeden Früh.
Rebussen lassen sich nicht erraten:
Sind denn die Messer so wählerisch?
Ausgerechnet nur die Soldaten?
Und der Salus blieb heil und frisch?

Aber zu Kugeln gehören auch Messer,
Deckt bei Tonello man den Bedarf,
Und die Verse der Kugelinfresser
Sind dann von Pfeffer immer so scharf.
Geschmalzene Reime sind zu erwarten,
Und das Essen ist ein Gedicht!
Kurz, was unser für Greuel harrten,
Das zu hören verlangt nicht.

Diesmal gibt es kein Zagen, kein Wanken,
Diesmal wird es ganz anders gemacht.
Diesmal möcht sich die Windsbraut bedanken;
Sieht sie den Knasterbart, wird ihr schlacht.
Drum soll den Frauenarzt Salus man bitten,
Der bei Entmannungen interveniert
Und beim Harden ist wohl gelitten,
Der nur, wo S—Laute sind, kastriert.

Der Leser der 'Zukunft' mag selber entscheiden,
Ob ihm der Tod nicht lieber sei,
Als die Lektüre des Salus zu leiden
Und überhaupt diese Schweinerei.
Ist er entschlossen, den Tod sich zu geben,
Sucht er schnell einen Reim auf Strychnin,
Und er wird also weiter leben
Unberufen nebbich in Wien.

Nun überlegt: Die Vers sind beschnitten,
Und ihr glaubt, die Armee sei kastriert!
Gott was hat so ein Dichter gelitten,
Wie haben die Serben ihn alteriert!
Stellts euch nur vor: Sich beteiligt zu wissen,
Das ist doch wahrlich keine Hetz.
Aber dabei noch dichten zu müssen —
Aufgewachsen bei Windischgraetz!

* * *

Balkan und Bildung

»Der König von Montenegro hat durch seinen Hofmarschall in einer Depesche an den 'Temps' seinen Schmerz darüber ausgedrückt, daß gerade das französische Kriegsschiff, das den Namen des großen Philosophen und Historikers Edgar Quinet führt, dazu ausersehen wurde, an der Demonstration gegen sein kleines, aber tapferes Volk teilzunehmen. Edgar Quinet war eine glänzende Erscheinung, als Dichter und Politiker gleich hervorragend ... verband französischen Esprit mit deutscher Gelehrsamkeit ... beschäftigte sich viel mit Herder ... schrieb eine Geschichte über die Beziehungen der modernen zu den alten Hellenen ... «

»Geheimer Hofrat Professor Dr. Kornelius Gurlitt ... erhielt vom König Ferdinand von Bulgarien aus dem eroberten Adrianopel eine Depesche, die folgenden Wortlaut hat:

'Gestern mit der Königin die Selimije betreten und Stunden hohen Genusses darin verbracht. Beim Anblick des vollkommen intakten Farbenwunders und all der architektonischen Schönheiten der Moschee gedachten wir mit Wärme Ihrer, als des unerreichten Kenners und Historiographen derselben, und hoffen, daß es uns in nicht allzu ferner Zeit vergönnt sein werde, das Kleinod Sinans unter Ihrer Führung

studieren zu können. Herzlichen Gruß aus Hadrians alter Kaiserstadt. Ferdinand R.' ... «

Vom Balkan zur Bildung ist nur ein Schritt. Da Bildung etwas ist, was man sich aneignen kann, so ist man in Serbien und Bulgarien gebildet. Humanistisch oder chirurgisch, je nachdem. (Die Kultur ist vom bulgarischen Hofbuchhändler Heller.) Die Hand, von der das Blut nicht heruntergeht, greift schnell zum Buch. Die Herren rasieren gut und sind gelehrt. Das vollkommen intakte Farbenwunder werden sie nie zustande bringen, aber sie schämen sich nicht es zu bewundern, nachdem sie es den Künstlern geraubt haben. Der Sultan mußte sich die Moscheen nicht vom Herrn Hofrat Gurlitt erklären lassen. Und dem Wiener Balletthabitué, der nach einer durchdrahten Nacht auf den bulgarischen Thron verschlagen wurde durch Vermittlung des Vaters des Impresario der Asta Nielsen würde stilles Blutvergießen besser anstehen, als seine Nase in die Kultur zu stecken.

* * *

Noch gebildeter

Das französische Schlachtschiff »Edgar Quinet« wurde abberufen und durch die »Ernest Renan« ersetzt.

Was einem Manne von Bildung wie dem König von Montenegro endlich zu denken geben sollte.

* * *

Das Zitat war ungenau

» ... Die Kriegsgefahr für Europa ist ganz vorüber und Zar Nikolaus hat, wie in dem Drama, zum König Nikolaus von Montenegro gesagt: *Ich kenne dich nicht mehr, alter Mann.*«

* * *

Verwendung der Torpedoboote bei der Flottendemonstration

Sutomore, 9. April, 7 Uhr abends
An Bord aller österreichisch—ungarischen Schiffe liegt auch die 'Neue Freie Presse' auf, die von Torpedobooten täglich aus Cattaro gebracht wird.

* * *

Offiziöses

| | |
|--|--|
| Seite 1 : <i>Das Geschäft</i> Der unerhörte Affront, den Europa durch den Fall von Skutari erlitten | Seite 2: <i>Die Überzeugung</i> (Der Fall von Skutari) hat die Gemüter heftig erregt. In solchen Zeiten |
|--|--|

hat, darf nicht noch gesteigert werden. Die Zeit der Versuche mit unbrauchbaren Mitteln ist vorüber ... Diese Situation muß raschest ein Ende finden. Und wenn in dieser Zeit der Unwahrscheinlichkeiten das Unwahrscheinlichste Ereignis werden sollte, wenn es sich abermals zeigen sollte, daß Europa zwar einen einheitlichen Willen besitzt, aber keine Mittel, diesen Willen zu verwirklichen, dann wird Österreich—Ungarn, das in dieser Balkankrise schon so unglaublich viel Geduld und Entgegenkommen an den Tag gelegt hat, wissen, was es zu tun hat.

tut eine Beruhigung der öffentlichen Stimmung not, eine gewisse Ablenkung von den Aufregungen des Tages, und nichts wirkt besänftigender und beruhigender als gute Musik in freundlicher Umgebung. Das vornehm ausgestattete Krystall—Café am Aspernplatz mit seinen täglichen Konzerten unter der bewährten Leitung des bestbekanntesten Kapellmeisters Weißenböck bietet einen Aufenthalt, den jeder mit Vergnügen aufsucht. Aufmerksamste Bedienung unter Aufsicht des rührigen Cafétiers Moser und dessen umsichtiger Gattin und anregende Gesellschaft sind es, welche diesem Etablissement nicht nur die alten Stammgäste erhalten, sondern immer neue Freunde zuführen.

Rechts ist der wahre Leitartikel. So sind wir wirklich, das wollen wir, das fällt uns ein. Scheinbar eine bezahlte Reklame. Aber sie wäre nicht wirksam, wenn sie nicht ins Herz der Kundschaft langte. Als Skutari an Hunger starb, annoncierten bei uns nicht die Waffenhändler, sondern die Gastwirte.

* * *

Was sagt man zu Skutari?

Das offiziöse Blatt führt eine heftige Sprache, aber noch vor dem Leitartikel drückt es sich diplomatisch aus, denn dort steht:

Heute und täglich: Zum dummen Kerl. — Quo vadis? Nur noch kurze Zeit. — Habsburger Weinstube. Geöffnet bis früh.

* * *

Wie viele gibt es?

... und dann wird es sich zeigen, daß für uns die Beschlüsse Europas unabänderlich sind. Die Situation ist sehr gespannt, aber alle Mächte des Dreibundes stehen zu Österreich—Ungarn ...

Alle doch nicht. Höchstens Deutschland und Italien. Österreich—Ungarn ist neutral.

* * *

Das Vaterland ruft

aber die Verbindung wird, wie immer, unterbrochen. Man hört fremde Stimmen. Man möchte ans Vaterland, ans teure, angeschlossen werden. Die Zen-

trale will nicht. »Sie wünschen 1866?« Es muß eine Störung sein. Der Apparat ist verdorben. Man läutet ab.

* * *

Der Jour

Vor der sogenannten Entscheidung hat sich in Wien das Folgende abgespielt: ... Die Besucher kamen, setzten sich an den kleinen Tischen nieder, soweit sie Platz fanden, drängten sich um die Büfets, ergingen sich in den schönen Sälen, im Vestibül, im großen Speisesaal und in den Nebenräumen ... begrüßten einander, hielten hie und da kleine Konventikel ab, und die Damen zeigten die neuen Frühjahrstoiletten. Man sah, daß die Hüte wieder ein wenig größer werden, daß die Pleureusen, teils aufrecht, teils abwärts arrangiert, wieder in Gnaden aufgenommen sind und daß die Grands tailleurs wahre Wunderdinge an rauschenden, anschniegender Frühjahrsuhmhüllen geschaffen haben ... Heute waren, wie gesagt, alle da, und immer wenn neue Herren und Damen die Hall betreten, so erfolgten Begrüßungen von allen Seiten, so daß sich die Hotelräume bald in intime Salons verwandelten. Man könnte diesen Jour scherzhaft auch eine große Botschafterreunion nennen. Die Fürstin Metternich selbst sprach lachend dieses Wort aus und es machte bald die Runde. Nur waren nicht allein die Großmächte vertreten, sondern auch nahezu alle anderen Staaten, und neben den Botschaftern und Gesandten mit ihren Frauen sah man auch die Legationsräte und Attachés. So heiter, ungezwungen und salongemäß es auch zuging, der Ernst der politischen Situation drückte doch auch diesem Jour sein Gepräge auf. Das zeigte sich schon darin, daß das Wort »Skutari« von Tisch zu Tisch, von Gruppe zu Gruppe ging und ebenso häufig von schönen Frauenlippen als von den Herren ausgesprochen wurde. Wo immer ein Diplomat auftauchte, scharten sich Herren und Damen um ihn, und in allen Kultursprachen wurden die Botschafter und Gesandten angefragt, was es »Neues« gäbe. Die meisten versuchten natürlich, sich mit einem Scherz aus der Affäre zu ziehen, aber auch in den lachenden Antworten war ein Bodensatz von gedankenvollem Ernst zu finden. Der Botschafter einer großen mitteleuropäischen Macht sah sich im Kreise um und meinte: *»Nun, wir sind ja alle beisammen. Da könnte man ja beim Tee die Skutarifrage bereinigen.«* Als aber die Umstehenden ihn um seine Meinung fragten, da gab er eine ausweichende Antwort, die den Ernst der Situation unschwer erkennen ließ ...

Wenn man dazu bedenkt, daß die Frau Glaser eine rotbraune Moirétoilette mit Point d'Aiguilles getragen hat, dann muß man sich doch fragen, wie lange der europäische Jour sich noch hinziehen wird, bis endlich die ungebetenen Gäste kommen.



Warnung vor der Unsterblichkeit

(Zu einer Peter Altenberg—Vorlesung)

Es ist unmöglich, einen um die Unsterblichkeit zu bringen. Denn dort, wo es gelingt, war sie ohnedies nicht zu haben. Es müssen aber vorzugsweise solche Fälle bearbeitet werden, welche sich die Unsterblichkeit, die ihnen nicht erreichbar ist, auch nicht entreißen lassen wollen. Solche gibt es. Sie stehen zwischen den Großen und den Kleinen und sind vermöge des Scheins, auf den ihr Dasein gerichtet ist, leicht imstande, die Zeitgenossenschaft zu täuschen und sich eine Würdigkeit beizulegen, auf die die ehrlichen Handlanger des Tages freiwillig verzichten. Wenn es einmal gelungen sein wird, dem Publikum beizubringen, daß die Kunst nicht das Geringste mit den Bedürfnissen der Unterhaltung und Belehrung zu schaffen habe, so wird man es auch nicht mehr dafür tadeln dürfen, daß es die Handlanger für die Unbilden der Nachwelt so reich entschädigt. Was sollte denn ein deutscher Prosaist mit einem jüdischen Kassier zu schaffen haben, und warum sollte dieser hienieden nicht besser aufgehoben sein als jener? Daß nützliche Autoren, Erzähler und Plauderer, deren Beruf zufällig etwas mit der Verwendung des Alphabets zu tun hat, sich so hoch einschätzen wie ein schlecht beratenes Publikum es tut, darf auf keinen Fall geglaubt werden. Aber das Wohlleben ist ihnen mit Rücksicht darauf zu gönnen, daß die Nachwelt keine Villen und Automobile zu vergeben hat. Gefährlicher sind jene, denen die finanzielle Entschädigung nicht genügt und deren Miene die Zuversicht ausdrückt, daß ihr Wirken mit ihrer Leiblichkeit noch nicht beschlossen sein werde. Weiß der Himmel, woher sie ihren Anspruch ableiten, da sie ihn doch vom Himmel nicht ableiten können. Aber vielleicht waren sie die ersten, die von Gnaden einer literarischen Mode lebten, die ersten, die auf einem sogenannten Niveau standen, und in schlechten Zeiten werde solche immer mit den Modellen und den Originalen verwechselt. Das Nachleben solcher Talente ist der Irrtum einer, wenn's hoch kommt, zweier Generationen, und wenn man näher hinhorcht, so ist es immer nur eine Überlieferung, nie ein Erlebnis, was sie mit den Späteren verbindet. Mit Heine wird eine Welt, der es gelingt, sich von der liberalen Maul- und Klauenseuche zu befreien, umso schonungsloser verfahren, je länger man seinen Geist hat anstehe lassen. Umso weniger wird es dann aber den Geistern derer, die heute noch vor Theatervorhängen erscheinen, gelingen können, die Weit an eine Verpflichtung ihnen gegenüber zu erinnern. Die Vorstellung, daß man nach fünfzig Jahren die Namen der Herren Hofmannsthal und Schnitzler mit Ehrfurcht nennen sollte, hat an und für sich etwas, was den Respekt schon heute bedeutend herabsetzt. Zum Lachkrampf aber steigert sie sich, wenn man bedenkt, daß die Unsterblichkeit nicht nur Register, sondern auch Inhalt hat. Denn man kann sich zwar recht wohl vorstellen, daß die Entwicklung menschlicher Dinge in einem bestimmten Stadium den Namen Peter Altenberg führte und daß ohne dieses Glied alles Folgende undenkbar wäre. Aber das Dasein der Herren Hofmannsthal und Schnitzler mit irgendetwas metaphysisch zu verbinden, stelle ich mir als eine anstrengende Aufgabe vor. Es ist dem Genius eigentümlich, daß man ihn spürt, ohne von ihm zu wissen. Das Wissen tritt hinzu und kann nie die Dimension des Wirkens ausfüllen. Bei den Werken des sterblichen Geistes ist es umgekehrt: man weiß immer mehr von ihm als man spürt. Und es wäre technisch denkbar, den Herren Schnitzler und Hofmannsthal die Unsterblichkeit zu sichern, indem man auch die kommenden Zeitungsgeschlechter verpflichtet, täglich eine Notiz über den »Pro-

fessor Bernhardt« oder über »Jedermann« zu bringen. Es ist aber sehr wichtig, auf solche Unsterbliche acht zu haben, um sie beizeiten vor Enttäuschungen zu bewahren und auf jenes Gebiet lukrativer Erfolge zu verweisen, auf dem sich anspruchslosere Verdienner vor der Welt gütlich tun, gehalten von einer Zeitgenossenschaft mit beschränkter Haftung. Mit den metaphysischen Verbindungen spießt es sich, und wenn Herr Wassermann den Versuch macht, noch den Librettisten Hofmannsthal für die Ewigkeit zu retten, so sehe er zu, daß man den Künstler Wassermann nicht für den Tag reklamiere. Und nichts scheint mir übler angebracht als die Einrede jener Relativkritiker, die mir sagen, Schnitzler sei doch immerhin. Dieses Immerhin ist eben jener gefährliche Schein, der die Enthüllungen um wohlgezählte zwanzig Jahre verzögert. Warum sollen wir Zeit verlieren? Warum sollen wir es nicht heute schon so gut haben wie die Geschlechter, die, um den Unterschied zwischen einem Anatol und einem Auernheimer befragt, sich auf auf ernstere Sorgen berufen dürften. Viele, die nicht an Überlieferungen kleben, können sich schon jetzt den Genuß dieses Standpunktes verschaffen. Selbst solche, die nicht mit mir der Ansicht sind, daß der Roman das Versteck jener ist, die nichts zu sagen haben, und darum die Ausflucht jener, die alles sagen müssen. Selbst solche, die wirklich nicht glauben wollen, daß ein Satz von Peter Altenberg eben darum einen Wiener Roman aufwiegt, weil es eben nur ein Satz ist. Man folge meinem Beispiel und lese die Schnitzler'sche Fortsetzung im Aprilheft der Berliner 'Rundschau'. Ich zwar weiß vorher, daß alles Werk, das in Fortsetzungen erscheint, nichts außer diesem Modus mit der göttlichen Schöpfung gemein hat, und ich gehe mit gutem Mißtrauen Novellen aus dem Wege, welche schon im Titel — »Frau Beate und ihr Sohn« — jene Anhörungs-fähigkeit verraten, die mir das Romanschreiben als eine Sache der Entschließung verdächtig macht. Aber gerade ich, der auch weiß, daß er Vorurteile lieber schluckt als Austern, bin oft von Reue über mein enthaltsames Schlemmerdasein ergriffen, und ergreife dann einen Roman. Wissend, daß man überall anfangen kann, ohne etwas zu verlieren oder zu gewinnen, beginne ich in der Mitte, und das Ergebnis ist immer, daß ich mir über meine Reue Vorwürfe mache. Und mir sage: Was nützt es, in Gegenwart einer Zeit zu sprechen der diese Dinge eingehen! Und mich frage: ob denn wirklich ein Krieg grausamer ist als diese Duldsamkeit, die die Gehirne mit solchem Kleister verkleben läßt und eine Industrie fördert, die es ihnen besorgt. Gewiß, Schnitzler ist immerhin. Aber was sind die andern, wenn er die Frau Beate, nachdem er auf zehn Seiten beglaubigt hat, daß etwas in ihr vorgeht, auf folgende Art zu folgendem Resultat gelangen läßt:

Mitternacht mußte vorüber sein. Sie war müde und überwach zugleich. Was tun? Was half alles Überlegen, alles Erinnern, alles Träumen, was alles Fürchten und Hoffen? Hoffen? Wo gab es noch eine Hoffnung für sie? Wieder trat sie zum Fenster hin und verschloß sorgfältig die Läden. Auch von hier aus schimmerts in die Nacht hinaus, in meine Nacht, dachte sie flüchtig. Sie versperrte die Türe, die auf den Gang führte, dann nach alter vorsichtiger Gewohnheit öffnete sie die Türe zu dem kleinen Salon, um einen Blick hineinzuworfen. Erschrocken fuhr sie zurück. Im Halbdunkel, aufrecht in der Mitte des Zimmers stehend, gewahrte sie eine männliche Gestalt. »Wer ist da?« rief sie. Die Gestalt bewegte sich heran, Beate erkannte Fritz. »Was fällt Ihnen ein?« sagte sie. Er aber stürzte auf sie zu und ergriff ihre beiden Hände, Beate entzog sie ihm: »Sie sind ja nicht bei sich.« »Verzeihen Sie, gnädige Frau«, flüsterte er, »aber ich ... Ich weiß nicht mehr, was ich tun

soll.« »Das ist sehr einfach«, erwiderte Beate, »schlafen gehen«. Er schüttelte den Kopf. »Gehen Sie, gehen Sie doch«, sagte sie, ging in Ihr Zimmer zurück und wollte die Tür hinter sich schließen. Da fühlte sie sich leise und etwas ungeschickt am Halse berührt. Sie zuckte zusammen, wandte sich unwillkürlich wieder um, streckte den Arm aus, wie um Fritz zurückzustoßen, er aber faßte ihre Hand und drückte sie an die Lippen. »Aber Fritz«, sagte sie milder, als es ihre Absicht gewesen war. — »Ich werde ja verrückt«, flüsterte er. Sie lächelte. »Ich glaube, Sie sind es schon.« — »Ich hätte hier die ganze Nacht gewacht«, flüsterte er weiter, »ich habe ja nicht geahnt, daß Sie diese Türe noch öffnen werden. Ich wollte nur hier sein, gnädige Frau, hier in Ihrer Nähe.« »Jetzt gehen Sie aber sofort in Ihr Zimmer. Ja, wollen Sie? Oder Sie machen mich wirklich böse.« — Er hatte ihre beiden Hände an seine Lippen geführt. »Ich bitte Sie, gnädige Frau.« »Machen Sie keine Dummheiten, Fritz! Es ist genug! Lassen Sie meine Hände los. So. Und nun gehen Sie.« Er hatte ihre Hände sinken lassen und sie fühlte den warmen Hauch seines Mundes um ihre Wangen. »Ich werde verrückt. Ich bin ja schon neulich in dem Zimmer hier gewesen.« — »Wie?« — »Ja, die halbe Nacht, bis es beinahe licht geworden ist. Ich kann nichts dafür. Ich möchte immer in Ihrer Nähe sein.« — »Reden Sie nicht so dummes Zeug.« Er stammelte wieder: »Ich bitte Sie, gnädige Frau Beate — Beate — Beate.« — »Nun ist's aber genug. Sie sind ja wirklich — was fällt Ihnen denn ein? Soll ich rufen? Aber um Gottes Willen! Denken Sie doch — Hugo!« — »Hugo ist nicht zu Haus. Es hört uns niemand.« Ganz flüchtig zuckte wieder ein brennender Schmerz in ihr auf. Dann ward sie plötzlich mit Beschämung und Schreck inne, daß sie über Hugos Fernsein froh war. Sie fühlte Fritzens warme Lippen an den ihren, und eine Sehnsucht stieg in ihr auf, wie sie sie noch niemals, auch in längst vergangenen Zeiten nicht, empfunden zu haben glaubte. Wer kann es mir übel nehmen? dachte sie. Wem bin ich Rechenschaft schuldig? Und mit verlangenden Armen zog sie den glühenden Buben an sich.

(Schluß folgt.)

Und dazu dient dieselbe Sprache, die — vergessen wir es nie — den wundervoll knappen Ausdruck ermöglicht hat: Kellner zahlen! Oder — »Schluß folgt«.

Die Stimmen mehren sich, welche auf eine Klarstellung der kunstgewerblichen Talente, die durch zwei Jahrzehnte für Künstler gehalten wurden, unter Zuerkennung aller Erfolgsrechte dringen, sozusagen auf die Verleihung der Taxe mit Nachsicht der Ehrenlegion. Im »Jahrbuch für die geistige Bewegung« 1910 (Verlag der Blätter für die Kunst) finde ich jetzt eine Arbeit (»Das Bild Georges«) von Friedrich Gundolf, dem Shakespeare—Übersetzer, in der mit einer erfreulichen Erledigung des Ästheteten Borchardt die folgenden Sätze über Herrn Hugo von Hofmannsthal verknüpft sind:

Hofmannsthal ist der Dichter der Bezüge, Eindrücke, Reaktionen, der Former des Geformten, der Seher des Gesehenen ...

Der Schöpfer, nicht nur der Wegbereiter, ist George. In George und nur in ihm ist das ursprüngliche Feuer, dort entzündete der Wiener die Kandelaber, womit er seine schätzereichen, spiegelhellen Säle beleuchtete, während George damit eine ungefüge Erde durchglühen und fruchtbar lockernd erwärmen mußte. Was Geor-

ge von den Franzosen lernte, ist handwerkliches, was Hofmannsthal von George empfangt, ist die seelische Substanz selbst, die ihn aus dem geschmackvollsten und reifsten Epigonen Goethes — der war er noch in Gestern — zum ersten dichterischen Verbreiter des neuen Geistes machte. Nicht gleichzeitig mit Georges ersten Konzeptionen ist *Der Tod des Tizian*, *Der Tor* und *der Tod* und die große Lyrik Hofmannsthal geworden, sondern eingeständenermaßen durch sie entzündet. Hofmannsthal's klangliche Süße darf man freilich bei dem nicht suchen, der nur »ein Dröhnen der heiligen Stimme« ist, auch nicht jene holde Gewohnheit und Gewandtheit des Umbildens oder Vielgestaltigkeit der Gattungen (dabei muß man nicht einmal so flach wie Borchardt es tut die Vielseitigkeit einer Kunstübung mit Fülle des Gehalts verwechseln) ...

Ihm (George) gegenüber Hofmannsthal: Herr über die Mittel und Möglichkeiten, aber an keine gebunden, unverantwortlich schaltend mit den gelockerten und ausgebreiteten Gütern der Zonen und Zeiten, Seelen und Kulturen, ein beflügelter Merkur botenlaufend zwischen Himmel, Erde und Hölle — und nirgends daheim, mit glücklichen Organen alles herausführend was durch ihn schön und schöner werden kann und ihn selber verschöne, »nichts für sich in der Natur unternehmend, sondern in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlassend«. So Goethe »das Würzhafte gewisser Stauden, die zu den Parasiten gehören, aus der Steigerung der Säfte, da sie nicht nach dem gewöhnlichen Lauf mit einem roh irdischen, sondern mit einem bereits gebildeten ihren Anfang machen«. Niemals festgelegt, stets bereit zur Wahl, zu »Mischung und Entmischung«, Proteus der Bildung, geschickt sich in alles zu verwandeln, ohne irgend etwas unentrinnbar zu sein, von jedem zu nehmen, ohne ihm schuldig zu werden, jedem zu geben, ohne zu opfern sich allem und alles sich zuzueignen, an jede Bezauberung glaubend und jeder Entzauberung gewiß, macht er aus jeder augenblicklichen Not eine dauernde Tugend, saugt wurzellos aus allem Nahrung, jeder Schönheit und Süße bedürftig und in der Sehnsucht ihrer Spiegelung fähig, im Schwelgen nur von der einen Angst geplagt, daß irgend etwas ihm entgehen könnte, irgendein Reiz ihn nicht träfe, irgendein einem andren zufalle, irgendein Wissen ihm verborgen bleibe. Darum pocht er an allen Pforten, lauert an allen Höhlen, zittert jedem Schauer nach und flüchtet kainhaft unter dem Fluch des *horror vacui*, und lechzt die ganze Außenwelt zu sich heran, begierig nach immer andren Stoffen, Kleidern, Leibern, Betäubungen, Entzückungen, um nur nicht allein sein zu müssen mit dem ich oder zu entdecken, daß da kein ich ist. In immer glühenderen Metaphern, gequälteren Fragen, trostloseren Antworten wandelt er von Gestern bis zum Ödipus dies eine Problem ab: wie werde ich ein All wenn ich kein Ich bin? »Wir besitzen unser Selbst nicht, von außen weht es uns an«, »Unser Selbst ist eine Metapher«, »Wir sind nicht mehr als ein Taubenschlag«, »Charaktere im Drama sind nichts als kontrapunktische Notwendigkeiten«, »Meine Menschen sind nichts als das Lackmuspapier, das rot oder blau reagiert«. Das ist sein Weltgefühl, daß der Mensch nur ein Schnittpunkt von Lebenslinien, nichts an sich ist. Von der dumpfen Wonne, daß alles uns durchschreitet, und von der noch dumpferen Trauer, daß nichts unser

ist, ja daß wir nichts sind, es sei denn ein wesenloser Knäuel von Beziehungen, sind all seine Sätze und Sänge voll, dies ist sein Ethos: ihm entnimmt er seine trunkensten Ausweitungen, seine höchstgreifenden Gesichte, aus ihm kommt die hoffnungslose Lähme, die nicht tun nur dulden kann, die Empfänglichkeit, die nicht gebären kann, die Betäubung, die bis ins Ruchlose des Zynismus führt, weil es keine Werte gibt wo es kein Ich gibt, die Sorglosigkeit sich allem preiszugeben, weil kein Ich dabei zerstört oder verloren werden kann, die stete Angst den Sinn und die Fülle des Daseins zu versäumen. So hat er, ohne eine Not und Richte in sich selbst, sich mehr und mehr der nächsten Bezauberung dargeboten, mit den Jahren weiter abgerückt von der Mitte, durch Erfolge selbst verlockt, sich mit immer Zufälligerem und Nichtigerem begattet, zersetzt und erschöpft, die mißbrauchten Organe des Dichtens bis zum Krampf aufgepeitscht, bis zum Taumel betäubt. Umsonst sucht er jetzt das Leben von außen hereinzuleiten, das von innen nimmer quellen will. Die Zeit seines *ἔπος γὰρος*, der Morgenschauer einer frisch erschlossnen Welt, der selige Beginnerblick auf eine unverbrauchte Erbschaft ist vorüber für ihn, und er erkennt selbst schmerzlich, daß »Schnellsein nicht zum Laufen hilft«.

So sieht es mit der konkreten Erfüllung aus, mit der Borchardt George zurechtweisen will. Übrigens wird er wohl jetzt selbst nicht mehr frivol genug sein, den heutigen Hofmannsthal der Dialekt—Komödien und Operetten—Texte der deutschen Jugend als Meister und Vorbild zu preisen.

(Nur darin weiche ich von der Anschauung Gundolfs ab, daß mir ein Weib, welches sich mit immer Zufälligerem und Nichtigerem begattet, seine Organe keineswegs zu mißbrauchen scheint, jedoch ein Dichter auch durch die Gleichstellung mit einem Weibe, das von seinen Organen den weisesten Gebrauch macht, entwurzelt wird. Aber es verläuft hier und dort alles, wie die Natur will, und ein weiblicher Dichter bringt sich so wenig herunter wie ein Weib. Der Mann, dem man die Wahllosigkeit einer empfangenden Psyche nachsagen kann, vermag wie das Weib nur soziale Einbuße zu erleiden, aber nicht das in Gefahr zu bringen, was man bei ihm mit Unrecht Persönlichkeit nennt. Auf dem Abweg, den die Natur gewiesen hat, gibt es keine Verirrung. Solches Dichten werde nicht mit dem weiblichen Sexualakt verglichen, sondern besser mit dem Surrogat hierfür, das von den schreibenden Weibern beliebt wird. Denn die holde Passivität des Weibes leitet die Werke ein, welche des Mannes sind. Die vertrackte Passivität des weiblichen Mannes aber ist wie die Aktivität des männlichen Weibes: sie vermag die Werke gleich beizustellen. Das Weib hat die Persönlichkeit des Nicht—ich: sie ist ein All, indem sie kein Ich ist. Beschränken wir das Bild auf das soziale Moment, welches das »Fallen« einer Frau sichtbar macht, so ist daß Urteil gegen den Dichter Hofmannsthal gerechter als gegen jede Frau.)

So verlockend es nun wäre, im Zusammenhang mit einer verlorenen Schönen von einem älteren Femininum zu sprechen, das ihr Unterstand gab — es soll nicht geschehen. Denn dieser Hermann Bahr hat sich längst aller Verantwortung entzogen und trägt, wiewohl er vorgibt, erst fünfzig Jahre alt zu sein, jene matronenhaften Schlichtheit, die mit dem ganzen Vorleben versöhnt, das diese fünfzig Jahre ausfüllt, und der man den Übergang in ein älteres Rollenfach ohneweiters glaubt. Der Sultan Fortschritt hält jetzt einen Harrem von Suffragetten, und dort Eunuch zu sein, ist ein schöner Beruf, wenn-

gleich er auf die Dauer seinen Mann auch nicht nährt. Was dann folgt, ist unbestimmt. Aber ewig unbefriedigt wie alle diese ich—losen Individualitäten, deren Rudel Wiener Literatur heißt, bleiben wir mit unserem Wunsche, daß die, die so viel schon mitgemacht haben, endlich einmal auch etwas erleben mögen. So sollen sie wenigstens mit ihrem Schein dem Licht nicht länger im Weg stehen.

Notizen

Wien, im Kleinen Musikvereinssaal, am 16. April:

I. (Peter Altenberg gewidmet :) Warnung vor der Unsterblichkeit (Manuskript des hier veröffentlichten Aufsatzes, gekürzt und mit anschließendem Vorwort über Altenberg aus Nr. 372/73) / Skizzen von Peter Altenberg: Semmering; Vorvorfrühling; Plauderei; Gleich beim Hotel; Mama; Hotelstubenmädchen; Bobby; Landpartie; Gespräch; Luftveränderung; Noch nicht einmal Splitter von Gedanken (Aus dem Französischen; Als ich dem jungen Offizier; Nur Juden; Mein Gehirn; Ist denn); Sanatorium für Nervenranke; Frage / Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung, II. Pfl eget den Fremdenverkehr; Der Wirrwarr; Fiebertraum im Sommerschlaf; Wiener Faschingsleben 1913 / Die Kinder der Zeit. III. Die europäische Kultur hält ihren Einzug / Die Schuldigkeit / Wahrung berechtigter Interessen; Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen. — (Auf dem Programm war mitgeteilt, daß Zugaben nicht erfolgen würden.)

Aus einer Besprechung in der 'Wage' (Wien, 19. April):

Am Mittwoch veranstaltete Karl Kraus im kleinen Musikvereinssaal seine sechste Vorlesung in dieser Saison vor einem zahlreich erschienenen Publikum. Die erste Abteilung war Peter Altenberg gewidmet und brachte ein Anzahl der schönsten Skizzen aus seinem jüngsten Buche »Semmering 1912«. Kraus war ebenso bedeutend in der Herausarbeitung der lyrischen wie der komischen Elemente und hat »diese von Gott autorisierte Übersetzung des Menschen in die Sprache« mit allen Feinheiten seiner ungewöhnlichen Vortragskunst interpretiert. Daran schloß sich jene in Sarkasmus und flammenden Zorn aufglühende Glosse »Blutiger Ausgang einer Faschingsunterhaltung«, worin Kraus das himmelschreiende Unrecht festnagelt, das man an Peter Altenberg beging, als ihm bei der Verteilung des Bauernfeldpreises die Herren Salten und Trebitsch vorgezogen wurden. In der zweiten und dritten Abteilung folgten Satiren, Dialoge und Glossen, die ein dankbares Publikum mit oft geradezu begeistertem Beifall auszeichnete.

Es ist immer ein eigenartiges und merkwürdiges Erlebnis eine solche Krausvorlesung: wie da ein einzelner Mensch gegen den Zeitgeist Aufruhr predigt, die papierenen Kulissen einer Scheinwelt hohnlachend auseinanderreißt und in Brand steckt, um — ein heimlicher Märchenprinz — zu seinem schlafenden Dornröschen sich durchzuringen, es wachzuküssen und dann in Ehrfurcht vor der überirdischen Schönheit dieser Gottgeliebten hinzuknien — das ist das Deutsche und Romantische an Karl Kraus, ist seine

schamhaft verschwiegene Sehnsucht. Wer das nicht fühlt, der hat kein einziges Wort von ihm verstanden und muß sich mit Recht wundern, wie er aus dem Tonfall einer jüdischen Einheiratsannonce den Begräbnisschritt der Concordiamänner heraushören kann, die uns (es scheint bestimmt in Gottes Rat) das Edelste, was wir haben, zur ewigen Ruhe bestatten. Wer davon nichts merkt und auch im Widerschein eines Humors, welcher zum Lachen ebenso weit hat wie zum Weinen, das grauenhafte Bild seiner Umwelt nicht erkennt, wer noch immer nicht beim bösen Klang des Wortes Fortschritt schamrot wird, dem ist nicht zu helfen, da steht Befund gegen Befund! Aber wo ist die Jugend, die starke wagemutige Jugend, die uns aus dem Chaos heraushelfen soll? Wo ist sie? Sie beeile sich, denn ein Dämon hat schon des kühnsten Adlers Schwungfeder in Druckerschwärze getaucht, um mit diesem unheiligen Heilmittel unserer Kultur den Totenschein zu schreiben. ...

Ulrik Brendel

Die nächste, vor dem Sommer letzte Vorlesung wird am 20. Mai im Beethovensaal stattfinden. (Wenn nicht Hindernisse eintreten.)

München (Veranstaltung des 'Brenner'), im Vier—Jahreszeiten—Saal, am 29. März:

I. Jean Paul: Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei / Der Traum ein Wiener Leben / Ostende, erster Morgen; Wenn Herr Harden glaubt; Hardens Antonius—Rede aus der »Forum—Szene«; Der Deutlichkeit halber / Die neue Art des Schimpfens II. Der kleine Brockhaus; Die Welt der Woche; Ort der Handlung; Wien; Ein Satz. Angesichts; Wahrung berechtigter Interessen; Das Ehrenkreuz; Ich ruf die Rettungsgesellschaft. — Zugaben: Interview mit einem sterbende Kind / Weiße Frau und schwarzer Mann.

Münchener Neueste Nachrichten, 31. März:

Karl Kraus gehört zu jenen seltenen Autoren, die das Niveau der herkömmlichen Vortragsabende gleich bei ihrem Erscheinen jeweils mit einem kraftvollen Ruck hoch über die Linie banaler Mittelmaßigkeiten hinaufheben. Mag man über seine Schriften denken wie man will. Als dieser Autor am Samstag abend wieder am Vorlesetisch im Jahreszeitensaal erschien, und den Druckseiten, die er vor sich ausgebreitet mit den Hammerschlägen seiner Geste, und einer Stimme, die zur Rezitation mehr erzogen als geboren erscheint, die Flammen des Hasses entrang, die seine Größe ausmachen: da erlebte man wieder jenes ganz seltene Eins—Sein von Mann und Wort. Er las erst eine Traum—Vision von Jean Paulscher Kühnheit der Realität, und ging dann zu jenen Aufsätzen über, die wir aus seiner Zeitschrift Die Fackel kennen. Ein Auslese des Positivsten hat Kraus in dem Furioso des Buches »Die chinesische Mauer« (Albert Langen Verlag, München) gegeben. Tiefen und Untiefen, die das gesprochene Wort nicht immer in ganzer Plastik zu umreißen vermag. Der Vortrag einiger seiner Kampfarartikel gegen Harden veranlaßte eine erfreulich lebhaftige *Diskussion*, die allerdings nur zwischen den Beifallklatschenden und einer zähen Opposition zum Austrag kam. Von diesem lebendigen Intermezzo kehrte Kraus und sein Gemeinde erfrischt zum Programm

zurück das sich durch immer neue Zugaben bis tief in den Abend ausdehnte.

Das zahlreiche Auditorium fühlte sich mit einer Fülle von Anregung beschenkt, zu immer neuem Beifall hingerissen.

E.

Münchener Zeitung, 31 März:

R. B. Kraus hat vor vielen andern Satirikern unbedingt voraus: den Mut zum Kühnsten, Gewagtesten, ja schier Unmöglichem ... Und es ist deshalb kein Wunder, daß er der grimmigsten Feinde ein ganzes Heer wider sich hat. Aber auch die Zahl seiner Freunde wächst von Jahr zu Jahr. Und wenn ihn die einen wegen seines Wahrheitsmutes lieben, so tun es die andern um seines glänzenden Geistes willen, der sich in einem blitzenden, originellen, witzigen, jedes Ding bei der Wurzel fassenden Stil offenbart. Das vollkommene Erfüllt—Sein von einer Sache, dem die Satiren und Glosse dieses Gottesstreiters einen guten Teil ihrer Unwiderstehlichkeit danken, gibt übrigens auch seinem Vortrage etwas ganz Besonderes, Faszinierendes, sodaß man ihm sogar zweieinhalb Stunden lang ohne Ermüdung zuhören kann, was nur bei den wenigsten Rezipienten möglich ist. Kraus begann am 29. März im Jahreszeitensaal, zu Ehren des 150. Geburtstages Jean Pauls, mit einem phantastischen Stück dieses ihm in Manchem Geistesverwandten und ließ dann eine Reihe seiner eigenen wirksamsten Satiren gegen das reaktionäre Wienertum, gegen Gelehrtenchwulst und —dünkel und gegen allerlei Hässlichkeiten, Philistrositäten und Muckereien unsere Zeit folgen. Selbstverständlich ging es auch wieder gegen Maximilian Harden, dessen unnatürlichen Stil Kraus mit seinen elegantesten und dabei wuchtigsten Degenstößen zur Strecke brachte. Einige schien das zu verdrießen, die meisten aber dankten es ihm mit immer wieder erneutem Beifall, der auch allen anderen Satiren in reichstem Maße zuteil wurde. Sogar Blumen kamen geflogen. Moissi hat also nichts mehr apart.

Die »Diskussion« beschränkte sich darauf, daß zwei Zischer — mehr sind zugunsten des Herrn Harden in einem deutschen Vortragssaal nicht mehr aufzutreiben — den an und für sich starken Beifall zu maßlosem Jubel aufpeitschten. So daß der Verdacht umlief, die Opposition sei von mir bezahlt worden. Ein kränkender Zweifel an Takt und Ökonomie auf der einen, an der Unabhängigkeit des Urteils auf der anderen Seite. Die beiden Zischer zischten aus purer Begeisterung. Der eine war völlig unbeeinflusst, die Bezahlung des andern liegt so viele Jahre zurück, daß man unmöglich eine Nachwirkung behaupten kann. Wäre aber die zeitliche Entfernung auch viel geringer, so hätte man doch kein Recht, den ehrlichen Antrieb eines literarischen Urteils zu mißdeuten. Daß pekuniäre Verpflichtung den kritischen Tadel zurückhalte, könnte nur eine spießbürgerliche Auffassung verlangen, die sich selbst dem Verdacht aussetzte, die kritische Nachsicht durch Bestechung erkaufen zu wollen. Das wäre mindestens so große Lumperei wie die Toleranz, die sich kaufen läßt. Höchstens könnte man sagen, daß zwischen literarischer Kritik, die sich durch keinerlei private Dankbarkeit hemmen lassen soll, und dem Benehmen in einem Saal ein gewisser Unterschied besteht. Nicht als ob der verpflichtete Hörer auch verpflichtet wäre, seine Unzufriedenheit durch Applaus auszudrücken. Auf solche Art mühsam einen Vorschuß abarbeiten zu lassen, wäre grausam, eine schäbige Ausnützung der literarischen Willensschwäche und unerwünscht dem, der auch den Applaus reiner Hände nicht sucht. Viel-

leicht aber könnte in Kreisen, die von Zimmerreinheit eine von der Schwabinger Welt verschiedene Auffassung haben, verlangt werden, daß der Schuldner den Gläubiger wenigstens nicht auszische, sondern sich damit begnüge, seine literarische Unzufriedenheit durch Schweigen oder durch Entfernung zu markieren. Denn man könnte sich noch immer eher vorstellen, daß der Gläubiger den Schuldner auszischt, wenn ihm dessen Literatur nicht gefällt. Zischen ist eben eine viel zu persönliche Angelegenheit, die eine Individualität aus dem Rahmen des Publikums hervortreten läßt, das ausschließlich durch Applaus zusammengehalten wird. Applaus mag erkaufte, Zischen muß ehrlich sein. Aber ein bedenklicher Claqueur ist jener Zischer, der, wiewohl er bezahlt ist, so zischt, als ob er bezahlt wäre. Und, einmal agnosziert, bleibt ihm dann nichts übrig, als dem weiteren Verlauf des Abends mit stiller Andacht hinter einer Säule zu folgen. So ist das Leben.

* * *

Von Musik verstehe ich nichts; von Literatur einiges; vom akademischen Verband für Literatur und Musik alles. Wenn er sich für einen neuen Künstler einsetzt, so ist das kein Beweis gegen diesen. Den Widerstand gegen einen neuen Künstler halte ich noch weniger dafür. Aber ich glaube, daß der »Schönberg—Skandal« nichts mit der Frage zu tun hat, wie man sich zur neuen Musik stellt, sondern nur mit der Frage, wie man sich während einer Produktion, die einem mißfällt, in Gegenwart anderer Leute zu benehmen hat, die ihr Urteil erst nach der Produktion abzugeben wünschen. Da wäre es nun wohl das einfachste, mit diesen Leuten zu warten und nachher entweder zu applaudieren oder zu zischen. Und ebenso einfach müßte das Urteil über eine Gesellschaft sein, die es nicht tut, sondern während des Vortrags die mitgebrachten Pfeifen und Trompeten in Funktion setzt. Und ebenso einfach ist das Urteil über eine Presse, die das Verhalten dieser Gesellschaft billigt, nachdem sie es schon an Ort und Stelle unterstützt hat, und jene ändern die Skandalmacher nennt, die sich des Skandals erwehren wollten, und der Unterdrückung der Meinungsfreiheit beschuldigt. Daß der Besitz einer Freikarte mit unanständigem Benehmen im Saal kompatibel sei, ist in Wien schon oft gezeigt worden. Aber dem harmlosesten in jener unbestechlichen Gruppe ist es passiert, von einem Publikum, das sich gegen die Störer auflehnt, zu behaupten, es habe »die Minorität vergewaltigt« — als ob es sich um eine Abstimmung gehandelt hätte — und zugleich zu melden, daß der Polizeikommissar der Minorität zugerufen habe: »Sie können ja Ihrer Erregung Ausdruck geben, aber doch nicht in so Ärgernis erregenden Weise«, und festzustellen, daß einer der Demonstranten dem Veranstalter unaufhörlich zugerufen habe: »L ... !« (Das war also offenbar nicht so arg, da Referent nicht »Lausbub!« schreiben kann. Fidonc! Der Referent.) Ein anderer behauptet, daß die Ohrfeige, die diesen Zuruf beantwortet hat, »plötzlich« und grundlos erfolgt sei. Ein dritter führt Schönbergs Eintreten für seine Schüler auf materielle Motive zurück. Ein vierter nennt die Unterbrechung einer Produktion »das Recht der freien, rücksichtslosen Meinungsäußerung, die das einzige Recht ist, das dem Publikum gegen den Künstler und dessen ihm vielleicht noch unverständliche Ausdruckswelt zur Verfügung steht«, und meint ein paar Zeilen tiefer, daß es sich nicht darum handeln könne, »zuzustimmen oder abzulehnen, sondern in Sammlung aufzunehmen oder mit Anstand unempänglich zu bleiben«. Einer, der sich »Veritas« unterschreibt, nennt einen Text von Altenberg »Afterpoesie« und »hypermodernes Gstanzel« und spricht von einer »inszenierten Begeisterung, zu deren Führer sich bezeichnender-

weise ein bekannter schwerhöriger Architekt aufwarf, dem diese Musik wahrscheinlich Sphärenklänge bedeutet«. Welchen Grund von Mißachtung muß ein Schreiber für sich haben, wenn er solche Wahrheit nur mit seiner vollen Anonymität decken kann? Ich weiß nicht sicher, wer diese Veritas ist. Sie ist so schmutzig, daß sie sich selbst nicht beherbergen will. Ich werde für alle Fälle den Gruß einiger Leute nicht erwidern, von denen ich glaube, daß sie Musikreferenten sind: vielleicht ist die Veritas darunter, und dann kann ich, zur Rede gestellt, sagen, daß ich anonym begrüßt habe. Der bekannte schwerhörige Architekt, dessen Ohr eben noch die Kunst erkennt, aber leider selbst dem lautesten Geschwätz verschlossen ist, ist wohl der letzte, der dem Künstler nicht den Widerstand der Dummheit gönnt, aber der erste, der in einem Saal Ordnung macht, wenn die Frechheit ihm durch Lärm das Hören erschweren möchte. Sein Leben ist Veritas, aber er steht mit seinem vollen Namen dafür ein und heißt Adolf Loos. Nach dem »Schönberg—Skandal« haben die Skandalmacher die Referate geschrieben. Damit ist die Wiener Presse unter das Niveau gesunken, das ihr die Verachtung so lange schon anweist.

* * *

In der Pariser sozialistischen Zeitung 'L'Humanité' war zu lesen:

Le directeur d'un Journal suisse vient, paraît-il, d'interdire formellement à ses rédacteurs l'emploi des métaphores suivantes:

La loi de l'honneur; le cri de la conscience; la règle du devoir; l'aiguillon du remords; le bouclier de l'indifférence; le fouet de la satire; les trompettes de la renommée; les raisins de la fable; les bases de la société; les annales du crime; le char du progrès; le torrent des passions; la reine de la mode; les artifices du langage; le feu roulant des plaisanteries.

Ce directeur est un sage: mais un journaliste à ce point respectueux de la langue, c'est bien curieux! ¹

Sans phrases, das heißt denn doch an einen rocher de bronze rühren. In Frankreich und in der Schweiz fehlt eben jedes Blattgefühl.

* * *

Die meisten Briefe, die im Verlag der Fackel geschrieben werden, haben durchaus keinen geschäftlichen Tonfall. Es sind Antworten an Einsender, deren Annäherung als schimpflich empfunden wurde, motivierte Entziehungen des Abonnements, wenn der Abonnent mit Berufung auf diese Würde sich zu weit vorgewagt hatte, Zurechtweisungen von Behörden, die sich für verpflichtet hielten, den Herausgeber von einem Abonnement auf die Fackel zu unterrichten, Verweigerungen von Nachdrucken mit Grundlegung zu späteren Haßausbrüchen, Kündigungen des Freixemplars an Redaktionen, die über die Pflicht hinaus, den »Inhalt« abzudrucken, zu einer Kritik übergegriffen

¹Der Direktor einer Schweizer Zeitung hat soeben allem Anschein nach seinen Redakteuren die Verwendung folgender Metaphern verboten:

Das Gesetz der Ehre; der Schrei des Gewissens; die Regel der Pflicht; der Stachel des Gewissens; der Schild der Gleichgültigkeit; die Rute der Satire; die Trompeten des Rufes; die Kerne der Fabel; die Grundlagen der Gesellschaft; die Geschichte des Verbrechens; das Fuhrwerk des Fortschritts; der Strom der Leidenschaften; die Königin der Mode; die Kunstgriffe der Sprache; das Lauffeuer der Scherze.

Dieser Direktor ist ein Weiser: aber ein Journalist, der in diesem Maße die Sprache beachtet, wäre sehr merkwürdig!

hatten, und dergleichen mehr. Man sieht, es gibt auch im Verlag viel zu tun. Einer dieser Briefe lautet

Wien, 24. April 1913

An die Schriftleitung der Deutschen Tageszeitung, Berlin.

Ein Berliner Ausschnittbüro übersendet uns den Artikel, den Sie am 14. April über Peter Altenberg gebracht haben und der mit den Worten beginnt:

»Peter Altenberg, so schreibt Adolf Bartels im 18. Bogen seines deutschen Schrifttums, heißt eigentlich Richard Engländer.«

Sonst zitieren Sie keinen weiteren Ausspruch dieser Autorität, sondern gehen zu einem Nachdruck der Altenberg'schen Skizze

»So wurde ich« über, in der des Anteils gedacht ist, den der Herausgeber der Fackel an der Publikation des ersten Altenberg'schen Buches hat, und die mit den Worten schließt: »Und was bin ich geworden?! Ein Schnorrer!« Dazu schreiben Sie: Nun, Peter mag sich trösten, das ist ein guter alter jüdischer Beruf. Uns Deutsche interessiert an der Skizze vor allem, wie die Juden ihrem Rassegenossen helfen. Die sechs älteren "Werke" von Peter Altenberg haben inzwischen die 7., 4., 3., 4., 4., 3. Auflage erlebt, ob schon er als Schriftsteller eigentlich "parlamentarisch" kaum zu charakterisieren ist. Man höre noch zwei Aphorismen von Peter Altenberg: ... «

Daß Sie zwei Aphorismen von Peter Altenberg nicht verstehen und sich überhaupt unfähig fühlen, ihn als Schriftsteller parlamentarisch zu charakterisieren, würde uns natürlich nicht aufregen und gewiß nicht Stoff zu einem Brief an Sie geben. Was uns, den Verlag der Fackel, interessiert, ist nur die Stelle Ihrer Notiz, wo Sie sich erdreisten, das Eintreten des Herausgebers der Fackel für Peter Altenberg als die »Hilfe der Juden für ihren Rassegenossen« darzustellen. Es kann natürlich nicht unsere Sache sein, Ihnen eine bessere Ansicht über diesen Punkt beizubringen oder Ihnen zu versichern, daß jede Zeile, die Sie und jedes deutsch—antisemitische Blatt je geschrieben haben, dem jüdischen Gefühl verwandter war als die Erkenntnis, aus der der Herausgeber der Fackel für Peter Altenberg eintritt, ganz abgesehen davon, daß die Sprache Altenbergs deutscher und sein Inhalt christlicher ist als sämtliche Jahrgänge, die sämtliche deutsch—christlichen Schriftleiter Deutschlands und Österreichs bisher zusammengeschrieben haben. Sie würden's ja doch nicht glauben und beweisen läßt sich nicht so leicht wie die Religion. Was uns aber interessiert, ist die Tatsache, daß Sie jene Bemerkung über den Herausgeber der Fackel denselben Lesern vorsetzen, denen Sie durch Jahre in eindringlichen Hinweisen und geradezu begeisterten Notizen die Lektüre der Fackel, wohl zur Aufklärung über die Verworfenheit der jüdischen Presse, empfohlen haben. Nun würde uns dieser Wechsel der Gesinnung nicht besonders aufregen, da wir die Verworfenheit der Presse ohne rassenmäßige oder konfessionelle Nuancen ins Auge fassen und nie daran gezweifelt haben, daß sich die antisemitische Presse von der jüdischen zu ihren Gunsten nur durch die geringere Geschicklichkeit unterscheidet. Auch ist der Herausgeber der Fackel der Ansicht, daß die deutsche Treue, jedenfalls insofern sie von den deutschen Schriftleitern strapaziert wird, an Wert hinter der ärgsten jüdischen Pofelware nicht zu

weit zurücksteht, und er hat auf die Beständigkeit einer nationalen Anhängerschaft noch nie übertriebene Hoffnungen gesetzt. Das alles ist uns also gleichgültig, und Ihr Tadel kann uns so wenig anhaben wie Ihre Komplimente. Was uns ausschließlich angeht, ist das geschäftliche Verhältnis, in dem wir, wie sich zu unserer Beschämung herausstellt, zu Ihnen stehen. Dieses kann natürlich nicht durch ein Urteil, wohl aber durch eine Unsauberkeit alteriert werden. Es besteht darin, daß Sie von uns ein Freiemplar ständig erhalten, welches Sie seinerzeit erbeten haben und das Ihnen im Sinne einer rein administrativen Übung bewilligt wurde, der die kostenlose Propaganda unserer preßfeindlichen Absichten durch die Presse nicht unerwünscht ist. Für das Rezensionsexemplar haben Sie die Verpflichtung übernommen, den »Inhalt« der Fackel abzudrucken. Diese Verpflichtung haben Sie wiederholt durch ungeschickte Nachdrucke von Aufsätzen überboten, deren Erlaubnis Ihnen gegeben oder von Ihnen genommen wurde. Wir erinnern uns, daß Ihnen sogar einmal der honorarfreie Abdruck einer umfangreichen Satire »Der Fortschritt«, ausnahmsweise, unter der Bedingung sorgfältigen Druckvergleichs, gestattet wurde. Dies alles bringen wir aber nicht etwa vor, um Ihnen zu beweisen, daß die Schnorrerei nicht nur ein guter alter jüdischer Beruf ist. Wir wollen Ihnen bloß bekanntgeben, daß wir künftig nicht gesonnen sind, undankbaren Vertretern dieses Berufes entgegenzukommen, und darum das Freiemplar einstellen. Sie mögen sich dann mit Recht darüber beklagen, daß die Juden den Angehörigen einer fremden Rasse nicht helfen wollen.

Der Verlag der Fackel

*

In 372/73, S. 39, in der 5. Zeile des Zitats ist statt »ersten«: *ernsten* zu lesen; S. 49, in der letzten Zeile des Zitats statt »Jemals«: *jemals*.

*

'Das Ziel' (Wien, Nr. 1): »Karl Kraus«. 'Pokroková Revue' (Prag, Dez. 1912) Über Pro domo et mundo. 'Mercure de France' (Paris, Febr.).

*

Die Ansichten der 'Frankfurter Zeitung' über mich sind geteilt. Da läßt sie einen schreiben:

... der ganze Horizont eines Menschen unserer Zeit ist durch die tausenderlei Anzeigen, Inserate und Plakate mitgebildet. Deshalb durfte auch der Satiriker Karl Kraus einen seiner stärksten und schärfsten Essays »Die Welt der Plakate« nennen. Indem er die mehr oder minder klug, mehr oder minder geschmackvoll, mehr oder minder aufdringlich, mehr oder minder grotesken Reklamemethoden in einer Art von Phantasmagorie als Welt für sich zeigt, übt er so bittere, aber tiefgehende Kritik an der Welt der »Wirklichkeit«,

Tags zuvor aber hat der Wiener Korrespondent geschrieben:

... ein Autor, der Mitarbeiter der 'Neuen Freien Presse' ist, hat gegen alle die Feindseligkeiten zu kämpfen, die diesem Blatte im Laufe der Jahre mit Recht oder Unrecht erwachsen sind. Der Wiener Bildungsmob teilt sich gegenwärtig in zwei Lager, in solche, die noch auf die 'Neue Freie Presse', und solche, die schon ebenso blind auf Karl Kraus schwören, und die Literaten in solche, die sich mehr vor der 'Neuen Freien Presse', und solche, die sich

mehr vor Kraus fürchten. Solchen Leuten ist ein Autor und sein Werk ausgeliefert, namentlich ein neuer Mann, der noch keinen Auslandskredit hat und für den die Aufnahme, die er in Wien findet, fast ein Lebensschicksal bedeuten kann.

Es sollte mir außerordentlich leid tun, wenn der Glaube, den ich bei einem Teil des Wiener Bildungsmobs schon finde, und die Furcht, die ein Teil der Literaten vor mir hat, der Karriere des Herrn Sil Vara geschadet haben. Aber ich kann nur versichern, daß ich nichts dafür kann. Nie habe ich Wert darauf gelegt, den Wiener Bildungsmob den Armen der Neuen Freien Presse zu entreißen, umsoweniger, als er sich von dem, der auf die Frankfurter Zeitung schwört, nicht wesentlich unterscheidet, und mir, der nicht Machtbestände verrücken will, verwachsen Bildungsmob und Presse zu einem einzigen Vollbart, der auch das Antlitz des Wiener Korrespondenten der Frankfurter Zeitung zieren kann. Auch die Ansichten dieses Ganz über mich sind geteilt, denn er hat mich ehemals mit Lichtenberg verglichen und nennt mich jetzt eigentlich einen Schmarotzer an Snobismus und Feigheit. Daß die Furcht vor mir noch keinem Literaten bei mir genützt hat, weiß jeder Literat. Furcht ist im Gegenteil eine Fährte, und jeder trachtet nicht so sehr mir aus dem Weg zu gehen, als mich aus seinem Wege zu bringen. Ich lege ja auch in der Tat viel weniger Wert darauf, daß die Herren mich grüßen, als daß sie keine Schweinereien machen. Furcht ist so verfehlt wie Unerschrockenheit, die Wiener Briefe schreibt. Man kann auch furchtlos Dummheiten begehen. Und ich werde es schon noch dahin bringen, daß die Herren, die das Ausland bedienen, so unreinen Mund über mich halten, wie die Landsleute. Das wäre das weitaus Vernünftigste. Ich werde jede Entstellung und Beschmutzung des Bildes der Fackel in jedem einzelnen Falle nachsichtslos verfolgen. Die Behauptung, daß der halbe Bildungsmob auf mich so blind schwört wie der andere auf ein korruptes Tagblatt, wird von fremden Lesern zu der Vorstellung ergänzt, daß mein Werk ebenso ein Opfer an den Bildungsmob ist und hier eine ähnliche Intimität besteht wie im »andern Lager«. Das ist eine leichtfertige Behauptung, die nur ein Journalist niederschreiben und ein Tölpel glauben kann. Sie korrespondiert etwa mit jenem banalen Zweifel, der sich an die Tatsache meiner Vorlesungen heftet und den Kopf darüber schüttelt, wie ich derselben Schichte, deren Wesenheit mir die Erregung eingebe, die Gestaltung vorlesen könne. Ach, diese Esoteriker, die nicht einmal die Qualität haben, Publikum zu sein, mögen mich nur schalten lassen. Ihnen, den Einzelnen, könnte ichs nicht vorlesen, aber mir selbst bringe ichs zu Gehör und der Masse sage ichs ins Gesicht. Diese mag, wenn es vorüber ist, in Einzelne zerfallen, deren Urteil und Tonfall von neuem die Erregung rechtfertigt, aber im Saal schließen sie sich zu jener Hörfähigkeit, die mein Glossentext weniger entbehren kann als das heute in ganz Deutschland erwartete Lustspiel. Zwischen Text und Vortrag wäre ein künstlerischer Widerspruch, wenn ich das täte, worauf der Dramenschreiber angewiesen ist: mein Werk von einem andern vorlesen lassen. Oder wenn ich irgendein anderer der heute lebenden Autoren wäre, die ihre Sachen selbst vorlesen. Die, denen es gilt, hören gut zu. Schon manche, die ein Grauen überkam, sind dann im Zwischenakt intelligent geworden. Das ist mir recht, das Gesetz der Theaterwirkung ist erfüllt, und der Widerspruch ist nicht in mir. Die Chuzpe soll sich mir melden. Was unter und trotz ihr mit nach Haus genommen wird, wirkt nach und stört späterhin Schlaf und Verdauung.

Wer ist der Mörder?

(*'Zeit im Bild'*.) In der heute erscheinenden Nummer 14 der Wochenschrift 'Zeit im Bild' beginnt der Roman »Das Glück der Edith Hilge« von Otto Soyka. Wohl selten ist eine Erzählung mit größerer *Spannung* erwartet worden; denn dieser Roman gibt seinen Lesern ein *Rätsel* auf, dessen Lösung ein *Vermögen* bringen kann, Wir rekapitulieren: Der Roman gibt die Schilderung einer *Mordtat, der Mörder wird aber vom Verfasser nicht genannt*. Der Schuldige bleibt unerkannt. Verschiedene Personen geraten in den Verdacht, den Mord begangen zu haben. Die Leser sollen nach den im Roman gegebenen Indizien selbst entscheiden und den Nachweis erbringen, wer als der wirkliche Mörder anzusehen ist. Der Leser muß aber sein Urteil auch begründen, indem er auseinandersetzt, auf welche *Verdachtsgründe* sein Urteil gestützt ist. Dafür sind Preise im Gesamtbetrage von 100.000 Mark ausgesetzt. Die beste Lösung allein bringt 50.000 Mk. ein, die zweite 20.000 Mk., die dritte 10.000 Mk., die vierte 5000 Mk., bis herab zu 10 *Trostpreisen* von je 1000 Mark. Es läßt sich leicht denken, daß dieser Roman förmlich »zerrissen« wird; jeder wird in dieser mysteriösen Geschichte mit seinem Scharfsinn spüren wollen, die Juristen zumal und auch die freiwilligen »Kriminalstudenten«. Aber der Roman gibt durchaus kein juristisches Rätsel auf und wer psychologisch begabt ist und ein gefälliges Darstellungstalent hat, der kann sich den Preis verdienen. Preise, *wohlgemerkt, die das Vielfache unserer größten literarischen Preise (des Schiller—Preises, des Raimund—Preises u. a.) betragen!* Es winkt ein *Häusel* im Grünen, eine große Reise ist nah, schöne weite Welten tun sich auf! Jeder wird sich so, nach seinen Wünschen, in einen wunderbaren Traum einwiegen. Aber du, armes, geplagtes Preisgericht! Berge von Büchern und Briefen erwarten dich. Bis Ende Juli läuft der Roman, im Januar wird die Entscheidung fallen. *Nun heißt es: die Sinne schärfen*. Mit dem Zeigefinger am Mund Schweigen gebietend, steht (auf dem Titelbild) eine schwarze Frau vor dem roten Vorhang, der die Leiche deckt. Wer hat die Tat begangen? *Das ist jetzt die Frage*

Der Autor dieser Dichtung ist, wie ich gern glaube, mit jenem jungen Schriftsteller, dessen Name durch einige Beiträge in der Fackel bekannt wurde, weder identisch noch verwandt. Der Herausgeber der Fackel, die schon einige Talente an den Journalismus abgeliefert hat, würde, so bereitwillig er organische Irrtümer infolge eines glücklichen Mangels an psychologischer Fähigkeit einbekennt, immerhin freudig berührt sein, wenn hier die Verwahrung von einer der beteiligten Seiten unterstützt und die belletristische Züchtung deutscher Polizeihunde in keinen Zusammenhang mit seinem Vorleben gebracht würde. So spannend die Tätigkeit eines Romanautors immer sein muß, sich auf das Problem: Wer ist das? zu spitzen, ist ein Vergnügen, das wir der Schriftstellerei nicht verdanken wollen. Wenn ein Soyka—Preis schon das Vielfache eines Raimund—Preises beträgt, so muß das geistige Verdienst, mit ehrlichen Maßen gemessen, immerhin zu einem Teilchen beteiligt sein. Denn wir wollen nicht, daß Dichternamen in die Reklame einer illustrierten G. m. b. H. eingespannt werden, zumal nicht die der Raimund und Schiller, wenn gleich deren Einkünfte kaum einen Trostpreis übersteigen mochten und auch

nicht annähernd an das beglaubigte Bankdepot heranreichen, das jetzt einem Roman Leser wirbt und mit dem heute papierene Verdachtsgründe belohnt werden, während ehemals dem Manne, der den großen Räuber lebendig lieferte, höchstens mit tausend Louisdors geholfen werden konnte. Ein so diskreter Zug es auch sein mag, daß der Verfasser den Namen des Mörders nicht nennt, wir möchten doch um den größten Preis der Welt nicht mit einer Literatur verbunden sein, die man erst so recht genießt, wenn ein Häusel im Grünen winkt.

In einem Blatt nun, welches der geistigen Entwicklung das Ziel gesteckt hat, den Mörder zu finden, in Text und Bild vorgeführt zu werden, ist eine besondere Ehre. Ich bin abgehärtet und an die schmierigsten Zumutungen deutscher Zeitschriften gewöhnt, aber ich glaube, das Bewußtsein, der ehrliche Finder des Mörders zu sein, ja den preisgekrönten Mord selber begangen zu haben, könnte nicht ärger drücken als das Gefühl, in 'Zeit im Bild' unter die »berühmten oder interessanten Zeitgenossen« aufgenommen zu sein. Sie hat mich, sagt die Redaktion, wie jeden solchen, »der in die Reichweite ihrer künstlerischen Arbeit gerät«, abkonterfeien lassen. Dagegen ist nichts zu machen, und es soll wohl Riechweite heißen. Der Herr Blix, den der Simplicissimus abwechselnd das Andenken an Wilke veröden und den lebenden Gulbransson verdünnen läßt, will gesehen haben, wie ich bei der Münchner Vorlesung mit beiden Händen redete, was mir doch schwerlich je gelingen könnte, da ich immer mindestens eine brauche, um das Buch zu halten, von dem ich abhängig bin, selbst wenn ich es auswendig weiß. Die Eigenart des Herrn Blix, in der Mitte jedes Gesichtes eine Gurke und am Rand einen Henkel zu sehen, scheint sich auch nicht mit meinen Geburtsfehlern zu decken.



Da ich aber auch keinen Zwicker trage und kein Kandelaber neben mir stand, so vermute ich, daß der Meister mich überhaupt nicht gesehen, sondern auf Grund falscher Informationen und Gerüchte oder vermöge einer Personenverwechslung porträtiert hat. Meine Eitelkeit, die sich nicht auf meinen Leib bezieht, würde sich gern in einer Mißgeburt erkennen, wenn sie in ihr den Geist des Zeichners erkannte, und ich bin stolz auf das Zeugnis eines Koschka, weil die Wahrheit des entstellenden Genies über der Anatomie steht und weil vor der Kunst die Wirklichkeit nur eine optische Täuschung ist. Gegen die Mittelmäßigkeit, die nicht trifft, und vor der Mittelmäßigkeit, die es anschaut, müßte das Recht am eigenen Körper statuiert werden, mindestens aber gelte die Befugnis, eine Illustration, die nicht übertreibt, sondern erfindet und nichts weiter bedeutet als die Verbreitung einer falschen Nachricht über meine Ohren, durch die photographische Entgegnung des Sachverhalts zu berichtigen.



Warum soll die zeichnerische Reportage das Recht auf die Lüge voraus haben? Eine kleine Nase darf zum Knopf, eine große zum Rüssel werden: das wird dem Handwerk zugestanden. Aber wenn der Meister unter den Rüssel den Namen dessen setzt, der die kleine Nase hat, so läuft er Gefahr, ein Lügner genannt zu werden. Warum soll der Schutz, der gegen die verbale Fälschung aufgerichtet ist, der eindringlicheren Methode gegenüber versagen? Ich für meine Nase habe schon keine Lust, das Recht des Karikaturisten an allem, was in Erscheinung tritt, auf die Talentlosigkeit auszudehnen, umsoweniger auf die Verlogenheit, und ich sperre in meiner Instanz jeden, der mir eine zu lange Nase dreht, in die Lücke des Gesetzes, das die Beleidigung straft und die Belästigung frei gibt ¹.

Was ist aber das Übel, manche Lüge ungestraft zu sehen, neben der Gefahr, daß jede Meinung erlaubt ist? Was ist die Wehrlosigkeit vor der zeichnerischen Unbegabung neben der Vogelfreiheit vor dem Text des Analphabeten? Daß die Meinungsfreiheit eine Errungenschaft des Liberalismus ist, sollte nie vergessen lassen, daß sie auch der Rotz der Kultur ist. Ich bin gegen Rotz empfindlich. Wenns auf mich ankommt, ist es mir hundertmal angenehmer, daß die ersten Schriftsteller Deutschlands, die mir in München mit ziemlicher Ausdauer zugehört haben, nie einen Ton über mich verlautbaren werden, als daß ein Dummkopf sich an mir vergreife. Ich finde es ja ganz in Ordnung, daß in der Stadt, in der ich verlegt bin, keine Buchhandlung meine Bücher ausstellt, aber es ist mir — die Rotzbuben mögen meine Empfindlichkeit entschuldigen — recht peinlich, daß in der Stadt, deren Revuen mich ehemals um Beiträge und um Hilfe gegen Herrn Harden angefleht haben, sich kein Finger rührt, um einen anonymen Schmierer zurechtzuweisen, der mir eine innere Verwandtschaft mit Herrn Harden nachsagt. Die Totschweigerei der Wiener Presse ist von allem was sie tut das reinste. Das Verhalten der deutschen Literatur deckt sich mit ihres Wesens Schmutz. Es ist einfach ein Plan der Verheimlichung, der mit der Sicherheit arbeitet, daß die lokalen Anlässe mein Werk den entfernten Lesern unwegsam machen, und — wohl wissend, daß sein Wert in der Entrückung vom Stoff liege — davon für die deutsche Aktualität abschöpft. So ist es möglich, daß einem Publikum, welches kaum meinen Namen erfährt, von einem Literatentum, das meine Arbeit kennt, Leistungen vorgesetzt werden, die vom unterrichteten Leser sogleich als miserable Kopie erkannt werden müßten. So ist es möglich, daß jene publizistische Form in Schwang gekommen ist, die, ohne inneren Auftrag geübt, wohl den größten Unfug bedeutet, dessen die Überschreitung der Bürgersitte fähig ist: die polemische Glosse. Der schlechte Lyriker ist ein Dilettant, der schlechte Satiriker

¹ Man vergleiche auch diese Verhöhnung mit der Zeichnung von Max von Esterle in "Drei Studien über Karl Kraus" auf http://www.welcker-online.de/Links/link_955.html

auch noch ein Lump. Der schlechte Lyriker kann nie so zur Last werden, wie der schlechte Satiriker, dessen Überhandnehmen durch das gemeinste Bedürfnis und den gemeinsten Betrieb garantiert ist. Hätte der satirische Pöbel, der jetzt allerorten emporwächst, auch nur einen Funken Ehrgefühls, er hätte für meine Unterdrückung gesorgt, ohne sie zu seiner Ausbreitung zu benutzen. Ärger, als wenn die Zimmermaler einem Rembrandt den Markt versperrten, hat dieser Fluch die Anschauung verdorben, so daß das Original sich nicht mehr hinaustraut, weil es zur Verachtung zurecht kommen könnte, der die Kopisten glücklich entgangen sind. Nicht möglich wäre es auch, durch die Mauer literarischer Schägigkeit, die das deutsche Geistesleben umfriedet, zu jenen vorzudringen, die Dank wüßten, und das Erstaunen einzelner, die dort die Fackel kennen lernen und so lange geglaubt hatten, sie sei ein Frankfurter Skandalblatt: das Entsetzen dieser Einzelnen, weil ein Ring von kritischer Tücke und verlegerischer Gleichgültigkeit ihnen so viele Jahre die Bekanntschaft mit einem, der in deutscher Sprache schreibt, verwehrt hat, dieses jetzt öfter hörbare »Wie kommt das? Warum haben wir davon nichts gewußt?« klagt jene am schwersten an, die mich mit einem Schein von Anhängerschaft zu umgeben wüßten, um sich die Tat zu ersparen. Sie wird von mir nicht mehr begehrt. Aber daß zu hunderttausend deutschen Lesern, die ein illustriertes Blatt kaufen, weil dort Preise auf den Kopf eines Mörders ausgesetzt sind, die Meinung eines böartigen Reporters dringt, das ist noch zu erreichen, und wird von jenen gebilligt, deren Verehrerbriefe meinen Kasten sprengen und die längst das Schweigen über mich als der Tapferkeit besseres Teil erkannt haben. Dort wo der Mörder nicht genannt wird und der Plauderer das Pseudonym »Bold« führt, können sie jetzt das abschließende Urteil über mich erfahren:

... Ihn unterscheidet von Kerr außerdem, zu seinem Vorteil, sein überaus reiner *gepflegter* Stil, und dasselbe gilt von seinem Deutsch im Gegensatz zu dem Deutsch, das Harden in den letzten Jahren schreibt. Aber wenn man Kraus rühmen will, wird man sonst auch nichts weiter sagen können, als dies: er schreibt ein gutes, *klares flüssiges Deutsch*. Das ist ungeheuer viel, wird man sagen. Aber gewiß! *Nur, nicht wahr, man hätte Lust*, in diesem guten Deutsch *einmal etwas gesagt* zu hören; *einen eigenen Gedanken, der aber*, weil er ein eigener Gedanke ist, ein *eigenes Gewand* hat, eine von ihm selbst, *wenn nicht entdeckte*, so doch unmittelbar gesehene *Tatsache, die eben auch* durch die ganz eigenartige sprachliche Wiedergabe etwas von der neu entdeckten Seite oder Beziehung sehen ließe ... Haben Kerr und Harden *uns etwas verwöhnt*, so ist es das *Pech* von Karl Kraus, daß gerade auch durch diesen Gegensatz sein gutes Deutsch, wenn wir es erst ein paarmal gelesen haben, uns leer vorkommt. *Das ist auch die Ursache, weshalb Kraus tatsächlich selbst in dem nächsten Umkreis seiner Heimatstadt so gut wie keine Wirksamkeit entfaltet hat*. Da er nun *immerhin sah*, daß ein großes Maß an Wirksamkeit eines der Kriterien *echter Journalistik ist, da er anderweitig sah*, daß sie ihm fehlt, *wurde er Feind der Journalistik*. So fand er die einzige pikante Wendung seiner Schriftstellerlaufbahn: er bekämpft außer Harden und der Wiener Neuen Freien Presse auch Heinrich Heine als den Begründet des impressionistischen Stils in der Tagesschriftstellerei. Gegenüber all den andern glaubte er nun, im Ewigkeitsstil zu schreiben, *weil er die Wirksamkeit für den Tag durch sein gutes Deutsch nicht erlangen konnte*. Aber

man ist noch kein Philosoph, wenn man nur in Allgemeinheiten spricht und denkt, *Gedanken anderer in ein hübsches plattes Deutsch, in sogenannte Aphorismenart so übersetzt, daß alle Ecken und Kanten der ursprünglichen Gedanken abgeschliffen scheinen*, um, im Gegensatz zur Wirksamkeit, für die Ewigkeit zu sein; es kann auch die Wirksamkeit sein *für die Minute oder Viertelstunde*, während deren man in Kraus' Zeitschrift oder in den Bänden seiner *noch immer nicht abgeschlossenen* Werke blättert.

Nun ja, man wird schon sehen, wohin die Preßfreiheit führt. Die Enkel erst werden diese demokratische Einrichtung preisen, die es ermöglicht hat, Meinungen, bei deren Geruch ein Hund die Tollwut bekäme, unmittelbar und ohne die Gefahr der Auspeitschung in hunderttausend Gehirne überzuleiten. Gibt es eine bessere Zeugenschaft gegen diese Zeit als ihre Verteidiger? Als daß die Gegner, die sie mir stellt, *dieses* Kaliber haben? Der Wunsch, mich anzugreifen, bringt einen mittelwüchsigen Schwachsinn so von Kräften, daß er sich im Objekt vergreift und mich mit einem andern verwechselt. Von mir müßte doch von rechts wegen gesagt werden, daß ich ein unklares, schwerflüssiges Deutsch schreibe, daß ich eigene, aber platte Gedanken durch künstliche Ansetzung von Ecken und Kanten in sogenannter Aphorismenart produziere. Denn im letzten Grunde soll, namentlich für den intelligenten Trottel, der draufkommt, jeder Gedanke eine Banalität sein, und Stil ist hinterdrein nur eine Umschreibung. Was ist das für ein Stil, wenn der Mann mit den fünf Sinnen erst nach fünffacher Lektüre sagen kann, er sei auch der Ansicht? Dieser Zustand müßte als ungesund verworfen werden, und das ist der Punkt, aus dem ich dem Verstand widerstehe. Aber finde sich einer im Gehirn der Subjekte zurecht, die den Drang oder die Aufgabe haben, mich anzugreifen, und da sie es mit Überzeugung nicht können, eben einen ganz andern angreifen, was ja dem Leser schließlich egal ist. Sie bedienen sich aus dem ungeheuren Vorrat des Hasses, den meine bloße Existenz durch die bloße Unfähigkeit, Verbindungen einzugehen, gesammelt hat, Naturgemäß kann er nur von einer Gegnerschaft der Masse ausgeschöpft werden, weil ein ebenbürtiges Pathos, in dem luftleeren Leben nicht wachsen könnte, um es zu verteidigen. Blind wie die Masse muß der Haß sein, der sich nie auf vorhandene Eigenschaften bezieht, sondern sie nur herbeiwünscht und, um sie zu treffen, erfindet. So ist es möglich, daß er in Bild und Schrift Behauptungen aufstellt, gegen die kein Widerspruch nötig wäre, wenn das Objekt nicht zufällig meinen Namen hätte. Oft müssen sie nicht erst weit suchen gehen, um die zum Angriff passende Häßlichkeit zu finden, sie geben dem Popanz ihre eigenen Züge, was ihnen, da sie die meinen mir abgenommen haben, wie ein gerechter Ausgleich erscheint, und indem sie sich in mir angreifen, zugleich wie die Sühne, die der Wahn ihrer Haßliebe verlangt. Und nun denke man: diese Zeit hat Maschinen, um ihre Unregelmäßigkeit auszuleben. In allen Vorzeiten wurde durch das Gerücht mehr Wahrheit in Umlauf gesetzt als heute durch die Presse. Und es ist modernster Unsinn der Entwicklungspolitik, daß sie die Kunst gegen die harmonische Rückständigkeit schützen will, anstatt gegen die Zweideutigkeit. Jeden Augenblick wird für einen modernen Künstler, den ein Philister abstrus gefunden hat, die Enquetetrommel gerührt. Als ob es das Unglück der Kunst wäre, daß sie vom Hausverstand geflohen wird: er erkennt den Tatbestand und beweist seinen Respekt, indem er sich an die Stirne greift. Nichts frommt dem Geist besser als der Widerstand, der die Gefahr spürt. Wenn mir nichts weiter geschähe, als daß die journalistisch geschulte Leserschaft mich als unverständlich, unverdaulich und widerwärtig ablehnt, ich ließe mirs gut gehen. Ich würde keine Zeile an die Klage wenden, daß mir

solche Reaktion nicht paßt. Ich würde mich nicht dem Vorwurf der Kleinlichkeit aussetzen und dem Anschein, daß ich es nur pro domo auf die freie Meinungsäußerung abgesehen habe. Wenn die Kunstpolitiker, anstatt Zukunftswerte zu effektuieren, ihnen die Auswirkung sichern wollten, hätten sie nicht auf Anerkennung, sondern auf Respekt zu dringen und dort einzugreifen, wo sich der Hausverstand behaglich niederläßt, wo er sein Unverständnis mit der Frechheit verkleidet: er verstehe es und verdaue es und die Fackel sei auch dort, wo sie nicht von einem Trottel spricht, in einem klaren flüssigen Deutsch geschrieben. Sie müßten mich gegen das höchste Kompliment schützen, das eine Menschensorte zu vergeben hat, deren Beruf es ist, Tatsachen schmackhaft zu machen. Gegen die bewußte Fälschung, die darauf abzielt, einem in Deutschland verbreiteten Gerücht, die Fackel sei Literatur, durch die Beruhigung zu begegnen, sie sei als Reiselektüre zu wenig spannend. Auf einen Tadler kommen dort draußen zehn Verteidiger. Gegen die Gebärde, mit der das Zeitungsgeschäft sich seines Todfeindes entledigt, indem es ihn nicht amüsam genug findet, kann es keinen Protest geben. Denn was da die Feder führt, ist vereint in der Brüderschaft des Hasses. Jeder spürt, daß den andern nicht Kritik, sondern Notwehr leitet. Sie müßten aufhören, zu sein, wenn sie zugeben könnten, daß ein Leben, wie es hinter der Fackel lebt, von ihnen nicht verstanden werden darf. Wenn sie mich angreifen, so gilt es ihnen. Denn je mehr sie mich angreifen, desto schwächer werden sie. Nur ihre Schwäche, die noch zunehmen kann, erhält sie. Es ist jene verzweifelte Spielart, die ich so oft erlebt habe: einer ruft ein unartikulierte Schimpfwort und stellt nur dadurch, daß er auf mich zeigt, die Verbindung mit mir her, die von ihm doch wollüstig ersehnte Verbindung. Leute, die auf jüngere Leute als Männer wirken, haben so sich mir im Haß mühelos ergeben. Sie wiederholen unaufhörlich dieselben Schimpfwörter, an deren kritischen Ernst sie natürlich selbst zuallerletzt glaubten, wenn für einen Augenblick die verhängnisvolle Schwäche der Besinnung wiche, deren sie ehemals in der Stellung zu mir fähig waren. Der Grund des Ausbruches ist nie, daß sie von mir nichts halten, sondern daß ich von ihnen nichts halte. Ist es denkbar, daß solche Naturen noch eine Gefolgschaft haben, die verehrend zwischen mir und ihnen schwebt? Es ist das Einverständnis jener verräterischen Schwäche, die auf den Sack schlägt und sich selber meint. So habe ich es noch immer erfahren, am häufigsten in Berlin, wo die irdischen Reste eines teuren Verblichenen sich noch manchmal gegen mich zu erheben versuchen und wo ich gelegentlich eine Leichenschändung vornehmen könnte, wie sie neopathetische Hinterbliebene noch nicht erlebt haben.

Denn ich brenne vor Verlangen, den Reizen, die der Tag mir bietet, zu entfliehen und einmal dem geistigen Deutschland in den Rachen zu schauen. Die vielen Sekten, die der Mangel an Religion verbindet, ob sie nun ihr Nichts in die Politik oder in die Psychologie retten, ob sie nachdenkliche oder tänzerische Gewohnheiten haben, ob sie Glossen abschreiben oder Gedichte, auf meinem Papier zu versammeln. Ihnen zu sagen, daß wir uns nur hier treffen und berühren. In der Fülle der Gesichte nur die eine Hohnfalte nachzuweisen, die wie ein breiter Strich durch Gottes Rechnung allem Wachstum abwehrt. Jene, die Mut haben, weil sie keine Ehrfurcht haben, das Gruseln zu lehren, Der Tölpel hat recht, es war ein Entschluß, ich bin nur aus Unfähigkeit, für die Zeit zu wirken, ihr Feind geworden, und darum, weil ich nicht als ein Verliebter konnt' kürzen diese fein beredten Tage, war ich gewillt ein Bösewicht zu werden, und feind den eitlen Freuden dieser Tage. Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit, weiß keine Lust, die Zeit mir zu vertreiben, als meinen Schatten in der Sonne spähn und meine eigne Mißgestalt erörtern. Nun

möchte ich, entstellt von einem Zeichner, so um dies schöne Ebenmaß verkürzt, daß Hunde bellen, hink' ich wo vorbei auch noch alle diese Hunde auf einen Platz treiben und in einer Schlinge erwürgen. Überhaupt der Zeit ins Bild schlagen. Hierauf mich dem Preisgericht stellen: Man suche nicht lange — der Mörder bin ich!

Glossen

INTERVIEW AUF EINEN ATTENTÄTER

Die Attentäter sollten die Interviewer hinausschmeißen, wenn schon die Machthaber nicht die Macht haben.

Athen, 25. März

Ein Vertreter der Zeitung 'Ephimeris' hatte ein Interview mit dem Königsmörder Schinas, der in einer Ecke seiner Zelle, auf Militärdcken ausgestreckt, kräftig rauchte. Anfänglich verschlossen, indem er Ermüdung vorschützte, gab Schinas endlich seinem Reklamebedürfnis nach und erging sich in endlosem Gerede und Selbstbespiegelung.

Frage: Wovon würden die Interviewer leben, wenn die Attentäter kein Reklamebedürfnis hätten und statt endlosen Geredes stumm zur Tür zeigten?
Antwort: Sie würden Attentäter werden. — Dieser da sagte nichts weiter als daß er unglücklich, nervenkrank und schwindsüchtig sei. Der Interviewer ist strenger als der Untersuchungsrichter und sagte Du zu ihm wie der böse Geist zum Gretchen. »Warst du Sozialist?« »Reizt der Sozialismus zum Königsmord auf?« »Hattest du das Verbrechen wohl bedacht?« »Und warum hast du gerade den König zum Opfer ausgewählt?« »Du sagst, es sei ein unheilvoller Zufall gewesen, also bereust du deine Tat? Da du das Verbrechen nicht geplant hattest, warum trugst du eine Waffe bei dir?« »Wenn du also Patriot warst, hast du nicht die Folgen deines Verbrechens unter den gegenwärtigen Umständen bedacht?« »Welche Strafe glaubst du, erwartet dich?« »Welche Idee meinst du, hat die Welt von deinem Verbrechen?« »*Wie werden dich die gebildeten Leute beurteilen?*« Der Attentäter, der verlegen, bescheiden, zerknirscht geantwortet hatte, brach hier zusammen. Ein Interviewer fragt mehr, als zehn Attentäter beantworten können.

Vor zwei Monaten, bevor ich von Schwindsucht befallen war, konnten Sie jedermann fragen, was für ein Patriot ich war ...

Der Interviewer kann es nicht mehr einbringen. Aus Gram darüber faßt er den Eindruck, den er aus dem Gespräch gewonnen, dahin zusammen, daß maßlos entwickelte Eitelkeit und krankhafte Reklamesucht, unterstützt von einer böartigen Natur, Schinas zum Verbrechen getrieben haben. Mit großer Selbstgefälligkeit ließ er sich photographieren und suchte eine möglichst günstige Stellung zu wählen.

Aber er tuts doch nicht für sich, sondern für die Zeitung! Was würde diese anfangen, wenn sich die Attentäter nicht photographieren ließen? Ein Mörder mag ein schlechter Kerl sein. Aber warum wird er gerade von den Leuten getadelt, die mit ihm Geschäfte machen? Es ist gemein. Bei einem Interview auf einen Attentäter findet dieser keinen Dank. Er hat einen König ermordet, er steht dafür Rede. Er wird sich's künftig überlegen; er wir die Könige ungeschoren lassen und einen Interviewer bitten, ihm ein Attentat zu gewähren.

* * *

DER PROLETAR

Schlichtes Heldentum. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Manchem fällt das Blitzen einer Fensterscheibe auf, er hebt das Auge, blickt zum Hause hin und eilt weiter. Was kann auch an so einem grauen Zinshause in der Lerchenfelderstraße Bedeutung haben? Die Häuser schweigen. Du mußt eintreten, schauen und horchen und dann kannst du mit einemmal selbst in einem unauffälligen Großstadthaus ein Haus voll unerwarteten, nie vermuteten Heldensinnes erkennen ... So ein Haus steht in der Lerchenfelderstraße. Die Hausbesorgerin, eine tüchtige Frau, erkrankt plötzlich. Kranke Hausbesorgerinnen kann kein Hausherr brauchen. Sie muß ins Spital gebracht werden. Sie wird also ihre Stelle verlieren. Nein, sagen die Dienstmädchen im Hause, das soll nicht so werden. Da wollen wir die Geschichte in die Hand nehmen, sagen sie. Und abends einmal nach 10 Uhr kommen sie alle zusammen, besprechen die Sache gründlich und teilen untereinander die Arbeiten auf. Die eine wird morgen die erste Treppe reinigen, die andere die zweite und so der Reihe nach. Und heute nacht bleibt gleich die Marie unten, um den Hausbewohnern das Tor aufzuschließen. Morgen macht das die Resi, übermorgen die Fanni. Das Sperrgeld wird schön aufgehoben und der kranken Frau ins Spital getragen. Die darf jetzt überhaupt ganz ruhig krank sein. Man staubt ab, man wäscht die Treppen, man gibt auf das Haus acht, man sperrt nach zehn Uhr auf, die Frau Hausbesorgerin kann also wirklich unbesorgt sein. Und wenn sie nach zwei, drei Wochen wieder wohlauf ist, mag sie zurückkommen und ihre Pflichten den tapferen Dienstmädchen wieder abnehmen. Tausende und Tausende schreiten in der Hast des Alltags an dem Hause vorüber. Aber keiner ahnt, daß auch so ein ganz unauffälliges Großstadthaus in der Lerchenfelderstraße den Hauch des echten Heldentums atmen kann.

Alles was recht ist, aber Hassan Riza und seine Soldaten waren auch nicht ohne. Es gibt ein schlichtes Heldentum, aber es gibt auch ein schlichtes Schmocktum, das dem sozialdemokratischen Gedanken in der Aufgabe gerecht wird, die sentimentalischen Überbleibsel des bürgerlichen Journalismus als Zierrat des vierten Standes zu verwenden. Es ist ganz lehrreich zu beobachten, wie wenig der geistige Vorrat der Partei hinreicht, um ihrer Publizistik dort Eigenart zu geben, wo sie nicht bei der demokratischen Kritik der Staatseinrichtungen beharrt. Ihren menschlichen Angelegenheiten kann sie nicht anders als mit den Mitteln einer überlebten Blumigkeit beikommen. Das zeigt sich am besten, wenn der sozialdemokratische Reporter das Begräbnis eines Parteimannes schildert, an dem ein Sonnenuntergang ganz so plastisch mitwirkt wie bei einem ähnlichen Anlaß auf liberaler Seite, und wo, um jeder Mißdeutung aus dem Wege zu gehen, aus dem schlichten Proletarier ein stolzer »Proletar« gemacht wird,

* * *

DAS SCHIFF DER KULTUR

(Motto: »Der Wali, wie Sie wissen, hat es verboten, aber Heller aus Wien kommt eigens und führt es auf. Er hat sich geäußert: wenn der Wali sich auf den Kopf stellt, er laßt es sich nicht nehmen, Kultur nach Preßburg zu tragen.« »Ein tüchtiger Mensch ... «)

Ja es ist eine große Zeit in der wir leben, denn im Morgenblatt steht zu lesen:

Theater, Kunst und Literatur,
"Professor Bernhardi".
Im Extrazug nach Budapest.

Und im Abendblatt heißt es bereits:

Theater, Kunst und Literatur.
"Professor Bernhardi".
Im Separatdampfer nach Preßburg.

Gott dieser Heller läßt einen ja gar nicht zu Atem kommen, und wenn sich auch der Kulturgedanke den praktischen Schwierigkeiten anpassen mußte und aus dem Unternehmen vorläufig nichts weiter wurde als ein »Professor Bernhardi, im Extrazug nach Preßburg«, so steht doch fest, daß wir über kurz oder lang auf den Professor Bernhardi per Luftschiff hereinfahren werden nach Großwardein. Die Idee mit dem Separatdampfer ist indes so erhaben, daß wir ihr wie einem Meteor nachblicken und noch lange gebannt in die Himmelsrichtung sehen, wo sie aufgeflammt ist ... Sind's Argonauten, die gen Preßburg ziehen, um das goldene Vlies zu erobern, da ihnen der Franzjosefsorden unerreichbar ist? Sinds Wikinger auf abenteuernder Fahrt? Normänner? Nein, auch Frauen. Jene, die es ihrer Nächsten nicht gönnen, wenn sie hören, daß der Gatte definitiv impotent geworden sei, und fragen, ob das mehr ist als kaiserlicher Rat. Preßpiraten und Ringstraßenkorsaren. Dieses mit den höchsten Ansprüchen an die Kunst gerüstete Publikum strömt an einem Sonntagmorgen aus den Schlafzimmern des Franz—Josefs—Kai auf das zum Greifen nahe Schiff, die Matrosen, die noch nie bei einer Volkstheaterpremiere waren, werden ohnmächtig, Heller ermuntert sie von der Kommandobrücke, der Fortschritt geht Volldampf voraus, Vorurteile werden über Bord geworfen, man erlebt das Fahrwasser als Phrase und bis zur Einfahrt in den Hafen vergeht die Zeit mit Lotselachs. Sie kennen Preßburg. Sonst ziehen sie als Logenbrüder dahin, mit den Logenschwestern, diesmal als Parkettbesucher. Sonst sind sie ein nichtpolitischer Verein, diesmal gehn sie protestieren gegen die Reaktion. Die Polizeihunde haben Feinde, das ist eine Mischpöche von schlechtrassigen Bernhardinern, die bis Preßburg äußerln gehen, wenn es in Wien nicht erlaubt ist. Die Brüder von S. Bernhardi wissen schon was sie tun. Es ist eine Flottendemonstration der Kultur, für die ein Heller einen Kreuzer ausrüstet, um einen Gulden zu verdienen. Man wird ein Komitee zum Schutze der Zensur gegen Ausbeutung ins Leben rufen müssen. Am Jahrestag der »Titanic« vermißt sich die Gewinnsucht, die sich für die Kultursucht ausgibt, ein Schiff mit allem Komfort der Reklame vom Stapel zu lassen. Wenn dieses Unternehmen gelingt, so bedeutet es die größte Schiffskatastrophe, die die Welt bisher erlebt hat ... Es ist ins Wasser gefallen. Die Intellektuellen werden einwaggoniert und so der äußerste Skandal verhütet. Das schwimmende Volkstheaterparkett wird in der Sage weiterleben; den Donau-nixen, die so oft den Anblick der Freiheit erdulden müssen, ist es erspart geblieben, zu erfahren, wie die Kultur aussieht.

*

Nachschrift: Auch mit der Eisenbahn gehts nicht. Preßburg will nicht, wiewohl sich die Kultur, um Eingang zu finden, auf die »magyarische Ritterlichkeit« berief und wiewohl sie versicherte, das Preßburger Verbot schädige »die ideellen und materiellen Interessen hunderter Wiener Kunstfreunde und Preßburger Bürger«. Was nun die ideellen Interessen der Wiener Kunstfreunde anlangt, die nicht nach Preßburg fahren können, so gibts da allerdings keine Remedur, umsoweniger als auch der Concordiaball abgesagt ist. Aber die materiellen Interessen, die sind in diesem kriegerischen Jahr ohnedies schon so schwer geschädigt, daß der Verlust des »Professor Bernhardi« kaum mehr gespürt werden dürfte. Nur nicht übertreiben! Die Wiener Kunstfreunde und die Preßburger Bürger sind ja übel dran, gewiß. Aber was sollen denn erst die Juden in Saloniki sagen?

* * *

DER LIEBE GOTT

Hermann Bahr eignet sich nun allerdings nicht zum Jubelgreis. Zwar sieht er jetzt aus, wie man sich den lieben Gott vorstellt, *breitschulterig*, hoch, mit wallendem grausilbernen Bart ...

Jetzt weiß man endlich, wie sich Herr Stefan Großmann den lieben Gott vorstellt. Und er erschrickt nicht vor dem Bilde, wiewohl dieser liebe Gott unstreitig auch eine Familienähnlichkeit mit Herrn Engelbert Pernerstorfer hat, jenem lieben Gott, der einem entlassenen Direktor der Volksbühne die beleidigendsten Dankschreiben nachsendet. Das ist ja aber eben nicht der richtige.

Jedoch je reifer Hermann Bahr wird, desto weniger gern steigt er zu den Siedelungen der Menschen herab und desto ähnlicher wird er dem lieben Gott, der niemanden zu sich heranläßt.

Das ist wohl nicht ganz zutreffend, wenigstens so weit es Bahr betrifft. Denn während der liebe Gott es aus Gründen der Weltanschauung ablehnen würde, im Auftrage der Ortsgruppe Wiesbaden des Provinzialvereines Hessen—Nassau für Frauenstimmrecht einen besonders für diese Gelegenheit verfaßten Vortrag über das Recht der Frau zu halten, tut der liebe Bahr, was eine strenge Masseurin will. Aber er ist auch sonst nicht faul, und wenn er nicht eben der Trost aller verstauchten Talente wäre, so würden diese wohl nicht in der Lage sein, ihn für den lieben Gott zu halten.

Daß es heute ein dichterisches Jungösterreich gibt, ist diesem hell tönenden Organ zu danken. Oh, wie konnte er schmettern! ... Wie hat er uns junge Leute, alle, in den Zeiten der inneren Unsicherheit durch sein gutes Ja! gekräftigt und gefestigt!

Das ist es ja, was mich an diesem lieben Gott so verdrießt. Er hat alle geborenen Bankrotteure, alle Zwischencharaktere ermuntert, alle Schieber geschoben und allem Schleim zu einer Kruste verholfen.

Damals wandelte er noch gern auf Erden, aber seine Hilfe war dem kühnen Künstler so sicher wie die Hilfe Gottes.

Die kühnen Künstler sind denn auch richtig etwas geworden. Ursprünglich der Kunst bestimmt, haben sie sich später dem Handelsberuf zugewendet. Bahr aber glaubt, es seien nicht dieselben, sondern ganz andere. Während er selbst immer göttlicher wird.

In der letzten Zeit ist Hermann Bahr dem lieben Gott schon gar zu ähnlich geworden. Er hat sogar, verdrossen über die Wiener Verkleinerungssucht, die nur den mediokren und geschäftigen Bur-

schen günstig ist, sein Wiener Heim aufgelöst und thront in Salzburg auf dem Berge,

Ganz wie der liebe Gott. Nur daß dieser vielleicht die Erschaffung des dichterischen jung—Österreich Gottbehüte abgelehnt hätte, weil er ganz sicher wüßte, daß es mit den mediokren und geschäftigen Burschen identisch sei. Der liebe Gott unterscheidet sich aber auch sonst von Bahr. Wenngleich Herr Großmann nur weiß, wo Bahr wohnt, ist Gott wohl auch in Salzburg, aber man interessiert sich in Berlin nicht für ihn. Dagegen Bahr:

Hier in Berlin sitzt eine etwas vergräme Dame und wartet auf ihn. Sie ist nicht mehr in den jüngsten Jahren, aber sie will doch noch »erlöst« werden. Unter den wenigen kultivierten Menschen, die für die höchst anspruchsvolle Dame in Betracht kommen, ist Hermann Bahr der wichtigste. Die Dame wartet unverzagt und hofft unverdrossen, daß ihr Hermann eines Morgens doch noch gut gelaunt vom Berge des Propheten niedersteige zu ihr, zur deutschen Komödie!

Das ist niedlich. Herr Stefan Großmann, konfessionslos wie er ist, trägt doch noch einen Glauben im Herzen. Er glaubt an Bahr. Vielleicht wirkt der noch Wunder! Gott hat nicht verhindern können, daß Herr Großmann mit einer so kleinen Abfindungssumme die Volksbühne verließ. So Bahr will, werden die Geschäfte jetzt besser gehen. Aber Gott unterscheidet sich auch darin vom lieben Bahr, daß man von ihm nicht das große Lustspiel erwartet, sondern — Bahr behüte — den Weltuntergang.

* * *

DIE FORM

» ... In den letzten Jahren hat er sich allerdings das Schreiben abgewöhnt und sichs aufs Diktieren eingerichtet! Den Dialog seiner letzten Stücke — so schlagfertig ist er im Sprechen und so viel Bühnenroutine hat er sich schon angeeignet — hat Hermann Bahr fast durchwegs *in die Schreibmaschine diktiert, und was einmal in die Form gegossen ist, daran pflegt der Autor nur selten etwas zu ändern.*«

* * *

DAS KOMMT VON DEN VORURTEILEN, ICH BIN AUCH SO

Vor dem Bezirksgerichte Margareten sollte gestern die Ehrenbeleidigungsklage zur Verhandlung gelangen, welche Herr Artur Trebitsch durch Dr. K. gegen seinen Bruder, den bekannten Schriftsteller Siegfried Trebitsch, und Professor Ferdinand Gregori angestrengt hat ... daß Herr Gregori auf dem Heimwege nach einer Vorlesung zu Herrn Siegfried Trebitsch folgendes sagte: »Die für den Vortrag in Aussicht genommene Novelle des Herrn Artur Trebitsch ist ein Schmarrn und Mist.« Dieser Äußerung soll auch Herr Siegfried Trebitsch beigestimmt und außerdem hinzugefügt haben, er habe nur einmal etwas von seinem Bruder gelesen, was derart dilettantisch war, daß er schon daraus über die Qualität der Novelle seines Bruders, die er zwar nicht gelesen,

Klarheit gewonnen habe. Sein Bruder Artur leide übrigens an Größenwahn und Verfolgungswahn, da er sich an Gregori wende ...

Ich weiß nicht, ob es Verfolgungswahn ist, sich an Herrn Gregori zu wenden. Größenwahn ist es bestimmt nicht. Was aber Herrn Siegfried Trebitsch anlangt, so weiß ich, daß die Novelle »Des Feldherrn Traum« ein Schmarrn und Mist ist. Ich habe nur einmal etwas von ihm gelesen, was derart dilettantisch war, daß ich schon daraus über die Qualität der Novelle, die ich zwar nicht gelesen, Klarheit gewonnen habe. Überdies kann ich mich auf das Zeugnis des Herrn Gregori berufen, der diese Novelle auch nicht gelesen und ihr deshalb den Bauernfeld—Preis zuerkannt hat. Was aber das Schauspiel »Ein Muttersohn« des Herrn Siegfried Trebitsch anlangt, so weiß ich gleichfalls, daß es ein Mist und Schmarrn ist. Ich habe schon aus der Novelle »Des Feldherrn Traum«, die ich nicht gelesen habe, über die Qualität des Dramas, das ich nicht kenne, Klarheit gewonnen. Überdies kann ich mich auf den Burgtheaterdirektor Thimig berufen, der der gleichen Ansicht ist und deshalb das Stück aufgeführt hat.

* * *

MAN HAT MIR ZUGEREDET

meine Theaterunlust einmal zu überwinden und in die Trebitsch—Premiere zu gehen. Da ich gegen jede Störung einer Produktion bin, habe ich es unterlassen. Man sagt mir aber, daß ich es nicht bereuen muß. Es soll nämlich das Beste gestrichen worden sein und ein Betrug der Regie vorliegen, den das Publikum sich nicht gefallen zu lassen brauchte. Wenn Trebitsch versprochen wird, so hat man auch ein Recht, Trebitsch zu bekommen. Den ursprünglichen, den wilden Trebitsch, nicht den durch Striche gemilderten Trebitsch. Ich verpflichte mich, eine jede fremde Arbeit durch bloße Striche, ohne Änderungen oder Zusätze, so umzuarbeiten, daß sie von mir ist. Aus einer Trebitsch—Aufführung kann eine vorsichtige Regie immerhin einen normal langweiligen Burgtheaterabend machen. Wo bleiben aber die Überraschungen? Es soll den Leuten so gegangen sein, wie dem bekannten Theaterbesucher, der von der Absage der »Wildente« nicht unterrichtet ist und beim »Bibliothekar« den Nachbar fragt: Wo bleibt denn die Wildente? Sie fragten einander, ob das Stück denn auch wirklich von Trebitsch sei, — eine Frage, die ja immer ihre Berechtigung hat, auch wenn das Stück von Trebitsch ist. Man sage nicht, daß vor einem Auditorium, welches nur aus Anhängern der Seidenbranche besteht, das Schicksal des Stückes von vornherein gesichert war. Nichts ist im Theater gesichert. Der Wille zum Applaus kann den Applaus bewirken, aber die Wirkung nicht verhindern. Publikum bleibt Publikum, auch wenn man weiß, wer hineingeht. Was sind das für Foppereien? Wenn statt des erwarteten »Muttersohns« Don Carlos gegeben wird, ja das ist keine Kunst, *da* kann ein Stück von Trebitsch *nicht* durchfallen!

* * *

PHILIPPE DERBLAY ... HR. REIMERS

(*Ein Zwischenfall im Burgtheater.*) Im Burgtheater hat sich heute während der Vorstellung ein eigenartiger Zwischenfall abgespielt. Es wurde der »Hüttenbesitzer« gegeben, und der zweite Akt war dem Schlusse nahe, als einer der anwesenden Detektivs beobach-

tete, daß sich ein Herr in der Parterreloge Nr. 7 fast vollständig entkleidet hatte. Der Detektiv rief andere Beamte, den Gebäudeinspektor und schließlich den diensthabenden Theaterarzt herbei, die nun den seltsamen Logengast in unauffälliger und rücksichtsvollster Weise aus der Loge in das Inspektionszimmer brachten. Der entkleidete Herr leistete keinerlei Widerstand. Er machte den Eindruck eines Geistesgestörten ... Er war in Touristenkostüm, mit Wadenstrümpfen und Bergschuhen, gekleidet und hatte zuerst einen Parterresitz gehabt. Knapp vor Beginn der Vorstellung tauschte er den Sitz gegen eine ganze Parterreloge um ... Als er nun im zweiten Akt sich langsam zu entkleiden begann, bemerkten dies in dem übrigens ziemlich schlecht besuchten Hause nur sehr wenig Personen. Erst seine Wegführung erregte einiges Aufsehen.

Der Mann muß gar nicht geistesgestört sein. Nach einem Bericht gab er, um den Grund seines Vorgehens befragt, die Antwort: »Es war ja so leer.« Die Abwesenheit von Menschen ist sonst nicht gerade ein zwingender Grund, sich auszukleiden. Der Anblick des Burgtheaterzuschauerraumes wirkt aber offenbar als unwiderstehlicher Zwang. Es geht einem ähnlich wie in einer der Grotten von Sorrent oder Capri: es wird ja doch niemand kommen, und man badet. Als eine Ovation für die Schauspieler kann eine Entkleidung nicht gut gedeutet werden, nur als die Benützung einer sich anbietenden Gelegenheit. Ob der Mann eine Freikarte gehabt hat, war nicht zu ermitteln. Die Wegführung dieses Zuschauers erregte natürlich einiges Aufsehen außerhalb des Theaters, weil ja doch die Straße beim Burgtheater von ein paar Leuten besucht wird. Man stelle sich nur den Rummel vor: die Türen werden aufgerissen, draußen ertönt das Gebrüll: Aus iiii ... ! und es strömt ein Zuschauer heraus, und der ist nackt,

* * *

KUNSTFÖRDERUNG

»Am vorigen Sonntag vormittag ereignete sich in den Ausstellungsräumen (Oktogon) des Künstlerhauses, während das Publikum alle Säle füllte, infolge des großen Andranges der bedauerliche Fall, daß die Brunnenfigur des Bildhauers A. P. umgestoßen und zertrümmert wurde.«

* * *

DIE KUNST

»[Ein interessantes Gemälde.] 'Ja, so ist das richtige Kaffeehaus', sagte Erzherzog Karl Franz Josef, als er anlässlich der Eröffnung der Jahresausstellung des Künstlerhauses das ausgestellte Triptychongemälde Johann Nepomuk Gellers, darstellend das Café Siller auf dem Ferdinandsplatz, besichtigte. Der Erzherzog äußerte sich überdies mit schmeichelhaften Worten der Anerkennung über den Kunstwert des Bildes sowohl als auch über den volkstümlichen Gegenstand desselben, das bekannte Café Siller, 1. Bezirk (vis—à—vis der Ferdinandsbrücke). Der Ruf dieses erstklassigen Cafés ist weit über die heimischen Grenzen gedungen. Es war eine gute

Idee des Malers, gerade dieses mustergültige Café in Farben auf der Leinwand festzuhalten und das jeden Beschauer anheimelnde Gemälde der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu haben.«

* * *

DANGL

... Last but not least übersehen nämlich die Anhänger des Projekts, daß der Widerstand gegen dasselbe ausschließlich darauf zurückzuführen ist, daß es den Anfang einer sich naturgemäß herausbildenden Umwandlung des Semmeringgebietes in einen typischen Tuberkulosekurort —

Genug! Wer last but not least sagt, hat Unrecht. Das but ist direkt aufreizend. Die Regierung entscheide, daß das Luftreservoir in einen Tuberkulosekurort verwandelt werde, mache dem Advokatengeschäft, das seit zwei Jahren Proteste liefert, ein Ende und schütze die Tuberkulose vor den Anrainern. Auf last but not least muß ein Schlußwort folgen, dem nichts mehr folgt. Freilich würde dann noch gesagt werden: To be or not to be, that is t'he question, und entgegnet werden: Knowledge is power. Darauf würde freilich erklärt werden: Mischief, thou art afoot, und es müßte erwidert werden: Ther' is the humour of it. Dann wäre es allerdings für die Anrainer the winter of our discontent, und die andern würden höhnen: Well roared, lion! Jene, nicht faul, würden klagen: That is the true beginning of our end. Die Zeitungsleser würden meinen: Much ado about nothing! Aber the upper ten thousand würden eine Erklärung unterzeichnen, worauf Herr Dangl, dem das gar nicht imponiert, schlagfertig zu bemerken wüßte: I awoke one morning and found myself famous! Die Gegner würden entgegnen: What 's in a name? Die Anrainer würden rufen: My house is my castle! Die Leser würden die Geduld verlieren und sagen: Long, long ago! Die Anrainer aber würden versichern, daß sie den struggle for life führen, und die Advokaten würden erklären: Time is money. Das würde aber alles nichts mehr helfen, die Sache wäre erledigt und the rest is silence. Der gräßliche Zustand wäre beendet, daß ein gefälliger Wirt auf dem Semmering, wenn man Kaviar verlangt, »Anon, Sir, anon!« ruft und mit einem Protest gelaufen kommt, der doch schließlich Caviare to the general ist. Mit einem Wort, man könnte es wieder im Südbahnhotel aushalten, als wäre es first class wie ein Hotel Danglerterre.

* * *

DIE FAHRT VERLIEF OHNE ZWISCHENFALL

Österreichische Vergnügungsschiffe sind nachgerade europäische Plagen, und was eine Oceana, die den Wiener Männergesangverein transportierte, an unflätiger Erinnerung zurückläßt, was die jährlichen Advokatschiffe leisten, und was die bekannte Thalia imstande ist, das übersteigt bei weitem das Grauen, das an die eine Titanic geknüpft bleibt, und kann selbst durch die Verhinderung des Preßburger Kulturschiffs nicht wettgemacht werden. Jetzt hat sich eine Amphitrite, welche Wiener Akademiker nach Nordafrika brachte, munter angeschlossen. Nach den Berichten zu urteilen, scheint sie ein Geschwisterkind der Oceana zu sein. Wären Studenten so wichtig wie ausgewachsene Sangräte und würde der Balkan nicht alle Spalten okkupieren, diese wären durchaus von Speis und Trank erfüllt gewesen und voll jener scherz-

haften Prozeduren, die die Presse auf Seereisen beobachtet oder wenigstens aus dem Bereich der Möglichkeit nicht ganz ausschließt. Die mehr verdrießliche Bemerkung: »Am Bord ist alles wohlauf« kann darüber nicht hinwegtäuschen. Ansätze waren reichlich vorhanden, und wenn man bedenkt, daß diesmal nur depeschiert und die Ausführlichkeit der Präganz geopfert wurde, so ist das Ergebnis der Universitätsreise erfreulich genug. Dem Draht sind die folgenden Feststellungen zu verdanken:

Die erste Nacht der Universitätsreise ist ohne Zwischenfall verlaufen.

Ja, warum sollte es denn einen Zwischenfall gegeben haben?

Am gestrigen Abend wurde im Zuge ein von der Reiseleitung vorbereitetes kaltes Abendbrot genommen.

Und dann?

Dann richteten es sich die Teilnehmer, so gut es eben ging, in den dichtbesetzten Waggons zum Schlafen ein.

Zum Schlafen?

Der größte Teil der Nachtfahrt aber wurde durch heitere Gespräche, Gesang und Musik sowie mannigfaltigen Studentenuk ausgefüllt.

Jedenfalls, damit die Zeit vergeht.

Über die neue Alpenbahn ging die Fahrt nach Görz, wo die Ankunft um 6 Uhr früh erfolgte.

So zeitlich? Was tat man bei der Ankunft?

In der Bahnhofrestauration war daselbst für Frühstück Vorsorge getroffen worden, und der Aufenthalt gab Gelegenheit, sich im Freien von den Strapazen der Nachtfahrt zu erholen.

Wie war's in Triest?

Nachdem die komplizierte Arbeit der Unterbringung von 350 Personen auf dem »Universitätsschiff« durchgeführt war, konnte an die erste gemeinsame Mahlzeit an Bord geschritten werden.

Man wird durchaus ersehen, daß jede österreichische Expedition von dem Staunen begleitet ist, daß die anderswo selbstverständlichen Verrichtungen wirklich gelingen. Hier schreitet man, aufatmend, an die Mahlzeit. Und auch diese gelingt, wiewohl es eine gemeinsame Mahlzeit ist, also nicht etwa der eine tschihü, der andere tschihot auf dem Schiff essen geht. Der Lloyd hat vorsichtshalber dasselbe Personal, das schon frühere Universitätsreisen mitgemacht hatte, verwendet:

Für die schnelle Annäherung von Passagieren und Schiffspersonal war diese Maßnahme sehr dankenswert, da einander eine große Zahl alter Bekannter begrüßen konnten und das Personal mit dem studentischen Treiben bereits vertraut ist.

Was treiben denn die Studenten immer? Wenn ich das nur einmal herausbringen könnt'!

Schiffsarzt Dr. Bruno Pribram und die Schiffsärztin Frau Dr. Flora Borotin schifften sich gleichfalls ein

Sie weigerten sich gar nicht

und haben für alle Fälle eine Art kleiner Sanitätsstation eingerichtet.

Aha!

Für den Abend wurden Vorbereitungen für die stets von den Studenten besorgte Unterhaltung getroffen.

Da man weiß, daß die Unterhaltung stets besorgt wird, sollte man sich eigentlich auch an die Vorbereitungen rascher gewöhnen.

Ein gemeinsames Mahl mit lebhafter studentischer Unterhaltung und musikalischen Darbietungen hatte den Tag beschlossen ...

Am andern Tag aber fand, in Sperrdruck hervorgehoben, ein *gemeinsames Mittagessen* statt und selbst in Syrakus versammelte ein gemeinsames Mahl die Teilnehmer im Grand Hotel. Nie aßen sie verstreut, immer gemeinsam, das muß man schon zugeben. Bald kamen auch, zu Ehren unserer alma mater sei es gesagt, die Forscher auf ihre Rechnung:

In dem Kurhaus, das in dem historischen Gebäude untergebracht ist, wurden Erfrischungen geboten.

Der Charakter der Universitätsreise kommt also endlich zum Durchbruch, das heißt: man findet alles »merkwürdig«, die Piazza, den Dom, die Geographie, und was es so gibt.

Die Ausbootung ging ohne Zwischenfall vonstatten.

Nur auf dem Meer sind die Verhältnisse merkwürdig:

Es herrschte in den letzten zwei Tagen im Adriatischen Meere Sturm, was die Annehmlichkeit der Fahrt einigermaßen beeinträchtigte.

Aber auch in Tunis — dem bekannten Stapelplatz der Wiener Advokaten und Landesgerichtsräte — sind die Dinge nicht so, wie sie sein sollten:

Tagsüber herrschte heute trübes Wetter, was die Annehmlichkeit der Exkursion einigermaßen beeinträchtigte.

Es ist gewiß merkwürdig, daß Sturm und trübes Wetter, die die Ausflüge oft sehr angenehm und lohnend gestalten können, diesmal enttäuscht haben. (Ich höre, wie dies die Stimme des Dr. Friedjung feststellt.) Am sichersten ist es eben doch zuhause, und man kann deshalb nicht rasch genug heimkehren.

Die Fahrt von Triest war mit einer Unterbrechung in Selztal, wo das Frühstück genommen wurde, in einem Zuge zurückgelegt worden. Auch das Abendbrot war von den Reisenden am Vortage im Zuge genommen worden.

Jedenfalls auch in einem Zuge. Von Triest nach Wien fährt man sonst umständlich und in Etappen. Die Akademiker waren aber vom Glück besonders begünstigt:

Die Fahrt verlief ohne Zwischenfall,

Man denke nur, auf der Südbahn! Ist das nicht merkwürdig? Die Teilnehmer kamen wohlbehalten in Wien an. Das erste, was sie taten, war, daß sie sich an die Reise erinnerten. Hat diese doch manches wissenschaftliche Resultat gezeitigt:

Auch über den Empfang beim Konsul v. Schmidt in La Valette waren alle Teilnehmer aufs angenehmste überrascht gewesen.

Auf dem Westbahnhof standen natürlich die Angehörigen, die natürlich Jubelrufe ausstießen. Sie konnten aber offenbar nicht gleich zukommen. Denn:

Den ersten Willkomm für die Ankommenden boten die Damen vom Komitee des Blumentages, die in größerer Zahl in der Halle des Westbahnhofes erschienen waren. Als bald hatten die Rückkehrenden der Wohltätigkeit ihr Schärflin entrichtet.

Es gäbe nun noch eine Möglichkeit, der Wohltätigkeit das ihr nicht mehr vorzuenthaltende Schärflin zu entrichten. Man führe die Unsummen, die von solchen Reisen verdepeschiert werden, an das Rote Kreuz ab oder, wenn dies der Redaktion sympathischer ist, an die Bne Briß, jeweils unter der Devise: Telegrammablösungsspende für eine Schilderung der Landung in Triest, Lesina, Syrakus oder dgl. Es geht ja auch ohne Bericht arg genug zu

auf diesen österreichischen Spritzfahrten, gewiß wird nicht anders gesprochen als depeschiert, und den Delphinen graust bereits. Aber das Festland braucht es nicht zu wissen.

* * *

NORDAU IST FÜR DIE EHE

Mit einer nicht allzu weiten, nicht allzu bequemen Ausgangspforte aus Gefühls— und Temperamentsirrtümern, mit einem Ventil für gefährliche Leidenschaftshochspannungen ist sie ein so vollkommenes Gebilde, wie Menschen es irgend schaffen können.

Herstellt! Sind die Gefühls— und Temperamentsirrtümer jene, die man vor der Ehe oder jene, die man durch die Ehe begeht? Ist die Ausgangspforte die Ehe oder der Ehebruch? Werden die gefährlichen Leidenschaftshochspannungen durch die Ehe applaniert oder bewirkt? Ist das Ventil der Geliebte oder jener, der einheiratet? Nordau meint natürlich, daß die Ehe selbst schon jeden Ehebruch überflüssig mache.

Aber freilich: befriedigend kann die Einrichtung nur arbeiten, wenn Ihr Grundkapital Liebe und ihr Funktionsgesetz die volle moralische und rechtliche Gleichheit beider Gatten ist.

So denken sie alle, die isr. Freidenk. Das Grundkapital ist die Liebe. Aber deren Zinsen berühren sie nicht, sondern leben von der Mitgift. Warum erlauben es die Gesetze nicht, diesen Ehephilosophen im lokalen Teil mit der letzten Seite der Neuen Freien Presse das Gesicht auszuwischen?

* * *

DIE SÜSSE WELT HINTEN

eigenschaften, Eheaffären! Ver-
pflichtungen! Allerorten! Streng
diskret! 32662—0

Süß ist dein Mund — hoffe,
mich bald hievon zu überzeugen.
Herzinnigst.

Herausgeber: Moriz Benedikt.

Für die Redaktion verantwortlich: Andreas Hemberger.

Druckerei der „Neuen Freien Presse“: Carl Herrmann.

Papier: Guggenbacher Papierfabrik.

* * *

DAS TUT MAN NICHT

... In der Verhandlung gab die Zeugin unter Tränen an, daß sie ihr ganzes Leben hindurch eine brave Frau gewesen und erst durch die Vorspiegelungen der Angeklagten gestrauchelt und für ihr ganzes Leben unglücklich geworden sei. — Richter: *So ganz korrekt haben Sie sich auch nicht benommen. Nach der ersten Bekanntschaft gibt man sich einem Manne nicht hin.* — Die Zeugin

schilderte nun den Verführer als einen schönen, schwarzen Mann mit bleicher Gesichtsfarbe und Perlenzähnen ...

Immerhin, so benimmt man sich nicht.

* * *

WORAUF MAN BESTIMMT RECHNET

»Herr Geiger nimmt nunmehr wieder seine Tätigkeit in dem Bankinstitut auf, die durch diesen traurigen Fall unterbrochen wurde; er erhielt von der Anstalt auch während seiner Untersuchungshaft ununterbrochen seinen Gehalt zugesendet.«

Ausführlicher lautet die Personalnachricht:

»Wie wir erfahren, ist die Ehetragedie Geiger, die im Februar dieses Jahres besonders in Wiener Gesellschaftskreisen ungeheures Aufsehen erregte, auf ebenso *interessante* als überraschende Weise zum Abschluß gebracht worden. Leo Geiger, Oberbeamter des Wiener Bankvereins, hatte am 4. Februar seine Gattin, eine stadtbekannte Schönheit, in der Wohnung seiner Schwiegermutter durch einen Revolverschuß niedergestreckt und sich dann selbst durch zwei Schüsse in die linke Brustseite zu töten versucht. Der unmittelbare Grund zur Tat war Untreue der Frau. Frau Geiger verschied, aber Leo Geiger konnte am Leben erhalten werden. Er wurde dem Landesgerichte eingeliefert, und es wurde gegen ihn die Untersuchung wegen Verbrechens des Mordes geführt. Die von Professor Dr. Raimann und dem Gerichtsarzt Dr. Groß vorgenommene Untersuchung ergab jedoch, daß er sich zur Zeit der Tat in vorübergehender Sinnesverwirrung befunden habe, so daß die Untersuchung mangels eines jeden weiteren Grundes zur Verfolgung eingestellt wurde. Sonntag wurde Geiger enthaftet. Damit findet der tragische Fall seinen Abschluß. Geiger ist *nicht etwa* geisteskrank, so daß zu seiner Anhaltung in einer Anstalt kein Grund vorhanden ist. Wie er mitteilt, hat er vom ersten Tage seiner Verhaftung an seinen Gehalt von der Bank weiter erhalten, wo man auf seine Rehabilitierung bestimmt gerechnet habe. Er erklärt, daß er nach einem längeren Erholungsurlaub, den sein noch immer leidender Zustand erheischt, wieder auf seinen Posten im Bankverein zurückkehren werde.«

Worauf man im Bankverein rechnet! Und was in dieser lieben Wiener Gesellschaft, deren Tragödien als Friseurgespräch enden, als »Rehabilitierung« aufgefaßt wird. Und wie zart die Erinnerung die Freiheit einer geschiedenen Frau, die lange vor dem Schuß die Braut eines andern war, als »Untreue« bezeichnet. Und wie nett die Justiz sein kann, wenn die Psychiatrie lieb ist. Da glaubt man immer, die beiden seien nur imstande, einen Sohn der Finanzkreise, der zuviel für seine Geliebte ausgibt, für dauernd irrsinnig zu erklären. Wenn er sie bloß erschießt, kann ihm das nicht passieren, denn Gerechtigkeit und Wissenschaft ziehen aus dem Umstand, daß er nachher nicht geisteskrank ist, den Schluß, er habe die Tat in vorübergehender Sinnesverwirrung begangen. Er hatte nicht mehr genug Überlegung gehabt, den Revolver zuhause zu lassen. Ein Strafausschließungsgrund, der in jenen zahlreichen Fällen, bei denen zwar die Sinnesverwirrung, aber leider auch die Sensation vorübergeht, nie angewendet wird. Freilich kommt es auch alle heiligen Zeiten einmal vor, daß der Bankverein auf die Straflosigkeit eines

Mörders rechnet, und zwar so sicher, daß er ihr, noch ehe sie beschlossen ist, durch ein Avancement Rechnung trägt. Auch darüber darf man sich nicht wundern; denn schließlich sind die Verbrechen, die aus Leidenschaft begangen werden, in jenen Kreisen so selten, daß die Bankmenschheit ganz recht hat, den Ausnahmefall als eine Mezzie zu betrachten. Nur das Geräusch, mit dem sich die Befreiung vollzieht, ist übel, zum stillen Elend der Hinterbliebenen ein zu schamloses Pendant. Könnte man von der publizistischen Widerlichkeit absehen, mit der die Sippe durch Hervorhebung der geistigen Integrität hier und der finanziellen Noblesse dort eine Karriere noch zu fördern wünscht, so wäre gewiß gegen den guten Glauben der Ärzte und Richter kein böser Zweifel vorzubringen. Jenseits eines Standpunktes, von dem aus man auch den vorübergehend sinnesverwirrten Exekutor an einer schönen Frau aus dem Bereich sozialer Ehren definitiv abgeschafft sehen möchte, soll die Zurückhaltung der Staatsgewalt in Fällen, wo sie den Täter durch die Tat hinreichend gestraft glaubt, nicht getadelt werden. Aber in Wiener—Neustadt wird man einen Studenten hinrichten, von dem seine Geliebte — in einem Abschiedsbrief — den Tod verlangt und erhalten hatte und den das Entsetzen zur Selbstanzeige trieb statt zum Selbstmord. Ich lerne den Fall erst aus der Darstellung eines unberufenen Justizkritikers kennen, der sich — nach »Sittlichkeit und Kriminalität« — auch für den ersten zu halten scheint. Und der ganz im Sinne der Justizmoral und jener Berichterstattung, die keine Justizkritik übt, die »vielerlei Liebesaffären« des Mädchens hervorhebt. »Man muß das« — schaltet er ein — »bei allem Takt gegen eine Tote feststellen.« Diesen unwiderstehlichen Zwang, den die taktvollen Angehörigen der Sozialdemokratie mit den ordinären Vertretern der Sexualmoral teilen, lasse ich bekanntlich in keinem Falle gelten. Auch sehe ich es nicht gern, wenn entlassene Theaterdirektoren anstatt Theaterkritik gleich Justizkritik treiben. Aber wer würde ein Unrecht vermehren wollen, weil er den Verteidiger ablehnt? Der Verurteilte ist nur Student, nicht Bankbeamter. Dennoch sollte der Fall nicht durch die Hinrichtung, sondern auf eben jene Weise zum Abschluß kommen, die die Presse interessant und der Bankverein erfreulich findet. Wenn die Intellektuellen vom Kampf für den Professor Bernhardt nicht zu sehr abstrapaziert sind, sollten sie sich zu einer Petition zusammentun. Es ist viel wichtiger, den einen Studenten als zehn Stücke freizubekommen. Damit es einmal heißen könne, er besuche nunmehr wieder die Universität, wo man auf seine Rehabilitierung bestimmt gerechnet habe.

* * *

WIEN UND BERLIN

Die Glosse, die im letzten Heft das ekelhafte Behagen der Justiz und der Presse an den Zeichenkünsten eines Geschwornen skizzierte, war noch nicht erschienen, als ihr die übertreibende Realität ein Gegenstück zutrieb:

... Während der langen Dauer des Prozesses hatte der Vorsitzende Landesgerichtsrat Dr. Altmann durch seine stramme und zugleich ruhig gelassene Führung der Verhandlung sich die Sympathien der Geschwornen er-

Aus Berlin, 27. d., wird uns telegraphiert: Die heutige Verhandlung im Spielerprozeß Stallmann begann mit einem heiteren Zwischenfall.

worben ... Bildhauer Zelezny war nicht nur einer der aufmerksamsten Geschwornen des Sagmüller—Prozesses, er nahm auch Gelegenheit, hierbei seine Zeichen— und Modellierkunst zu betätigen. Vor allem interessierte ihn der scharfumrissene Charakterkopf des Vorsitzenden, Landesgerichtsrates Dr. Altmann, den er während der Verhandlung wiederholt skizzierte ... Zelezny schuf eine wohlgelungene Porträtbüste, und man konnte sie in dem Büro des Vorsitzenden bewundern, wo das Werk zunächst bis bis zur formellen Überreichung verblieb. Bemerkenswert ist ein Skizzenbuch, das der Künstler anfertigte und das die interessantesten Momente der Verhandlung sowie ihre frappantesten Köpfe festhielt. Man sieht in diesem Skizzenbuch den Vorsitzenden, die Votanten, den Staatsanwalt und die meisten Verteidiger, letztere mit den charakteristischen Bewegungen, die ihre Plädoyers begleiteten ... Man findet darin einzelne charakteristische Köpfe von der Journalistenbank und aus dem Publikum, und endlich auch die Gestalten der Sträflinge bei der Hausarbeit, wie sie vom Fenster des Geschwornenzimmers wahrzunehmen waren.

Dem Vorsitzenden wurde nach Eröffnung der Sitzung gemeldet, daß im Zuschauerraum ein Mann zeichne. Der Vorsitzende erklärte darauf: Es ist unerhört, was einem hier in einer ernstesten Gerichtssitzung alles zugemutet wird. Gestern war ein Mann bei mir, der die ganze Verhandlung kinematographisch aufnehmen wollte, und heute sitzt einer im Zuschauerraum und zeichnet die Prozeßbeteiligten ab. Solche Sachen sind völlig unzulässig. Ich fordere den Betreffenden auf, sofort den Zuschauerraum zu verlassen. Der betreffende Mann packte darauf, anscheinend eine Konfiskation seiner Zeichnungen befürchtend, schleunigst sein Material zusammen und verließ fluchtartig des Gerichtssaal.

Das findet man in Wien heiter. Hier nimmt der Zeichner gleich auf der Richterbank Platz. Hier hatte die Detailkanaille jeden porträtierten Zeugen besonders agnosziert: den Aristokraten, der; das Mädchen, das; den Gymnasiasten, der; den polnischen Studenten, der; und schließlich auch, last not least, nicht zu vergessen, den beleibten jovialen Hausherrn, der lachend von seinem Hereinfall erzählte. Nichts vermöchte die Distanz zwischen diesen beiden durch eine Nachtreise getrennten Städten — der Schnellzug lügt — besser zu bezeichnen als der Unterschied zweier Charakterköpfe. In Berlin faßt man die Justiz als eine Institution auf, die zum Rechtsprechen da ist. Sie mag fehlgehen, aber sie bleibt auf ihrem Trottoir. In Wien wird durch schöne Künste von der Ungerechtigkeit abgelenkt. In Wien stellt man Goldfischerln in die Bedürfnisanstalt. Der Fremde, der noch nicht weiß, was ein Gspäß ist, erfährt zu seinem Erstaunen, daß es dasselbe ist, was in Berlin grober Unfug heißt. Wien ist eben künstlerischer. Das heißt: in dieser Stadt wird im Gerichtssaal gezeichnet, und der Künstler soll sich aufhängen.

* * *

EIN AUSGESPROCHENER ERFOLG, DER ZU WEITEREM ERMUTIGT

Beim Betreten der Garderobe soll nach meiner letzten Vorlesung ein erschütterter Hörer gesagt haben: »Froh wär er doch, wenn er für die Freie Press schreiben könnt.« Da ich die Absicht habe, den Anschauungsunterricht einzuführen und die Produkte von Einheiraten in den gelungensten Formen zu

demonstrieren (mit phonetischen Proben, Nasennießungen und der Untersuchung, ob der Betreffende schon hübsch verdient), so wird jener Hörer, der sicher auch der nächsten Vorlesung beiwohnt, ersucht, gleich zu Beginn auf das Podium zu kommen.

* * *

ICH WEISS SCHON, WAS MEINE EITELKEIT IST

»Aber er hat doch eines vortrefflich herausgebracht: eine ganz moderne Gestalt, einen Typ, den wir heute oft genug im Leben beobachten. Eine Begabung, zerstört durch Eitelkeit. Eine starke Persönlichkeit, vernichtet, zerfressen und angehaucht von ihrem lächerlichen Größenwahn.«

Die schlechten Schriftsteller machen immer Anspielungen auf eitle Schriftsteller. Ich bin so eitel, mich getroffen zu fühlen. Das ist aber auch meine ganze Eitelkeit. Jene Eitelkeit, welche sie dafür halten, besteht doch nur darin, daß ich zu viel von anderen spreche. Größenwahn ist: von den andern eine geringe Meinung haben.

* * *

DENN ER WAR UNSER

» ... Erfrischend tritt uns aus ihnen das fröhlich starke, freie Wesen dieses einzigen Mannes an, von dessen persönlichem Schicksal, Leben und Wandel uns doch so wenig überliefert ist. Wir wissen, daß er ... anfangs zum Kaufmann bestimmt war, sich aber dann der Literatur zugewendet hat.«

Wer? Salten? Nein, Boccaccio.

* * *

Die Duplizität der Fälle

(Der Streit zwischen der Witwe und der Tochter Tolstois.)

und

(Der Prozeß der Brüder Trebitsch.)

* * *

JEAN PAUL UND DIE NACHWELT

Börnes Prophezeiung nach dem Tode Jean Pauls, 1825:

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundli-

che Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben, die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heiteren Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die anderen, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. — —

— — So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab ... Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Zum 150. Geburtstage, 1913;

[Jean Paul im Etablissement »Gartenbau«.] Der Lachregent im gegenwärtigen Programm des Etablissements Gartenbau ist Jean Paul. Das neueste Couplet Jean Pauls »Alles wegen mir!« übt eine geradezu explosive Lachwirkung aus.

* * *

SCHÜKRI PASCHA ERGIBT SICH DEN REPORTERN

Sie kamen ihn zu fragen, ob er sich den Bulgaren oder den Serben ergeben habe. Er ergab sich *ihnen*. Zwölf Vertreter der bedeutendsten ausländischen Blätter über einen Helden von Adrianopel! Feiges Gesindel! Und er spielte sie nicht an, er »begrüßte die Eintretenden mit herzlichem Händedruck«.

Am Kleiderrechen hängt sein einfacher Säbel, in der Ecke steht eine Etagere, beladen mit Zeitungen.

So gehört sichs.

Sofort beginnt ein Kreuzfragen der Erschienenen.

Ja, es ist ein Kreuz, dieses Fragen, und der Halbmond ermattet.

Nur bei Fragen militärischen Charakters wird er nachdenklich und *bittet schließlich, schweigen zu dürfen.*

Aber es gibt keinen Pardon.

»*Es ist traurig, daß ich als Gefangener die Vertreter der ausländischen Presse empfangen muß*«, begann Schilkri Pascha, »ich bin bereit, den Herren Aufklärungen zu geben.«

Es ist nicht nur traurig, es ist die schmachvollste Verschärfung der Gefangenschaft. Es ist der letzte Gang. Der Feind gibt dem Gefangenen den Säbel zurück, aber der Vertreter des Blattes setzt ihm den Revolver auf die Brust. Daß man als Held von Adrianopel in diese Situation kommt, ist sicher die tiefste Demütigung.

Frage: »Ergaben sich Exzellenz den Bulgaren oder den Serben?«
Anstatt mit Kusch zu antworten, gibt er Details.

Frage: »Es hieß hier, daß Exzellenz auf das Ersuchen Marcholews, den Säbel abzugeben, erwiderten, daß Sie keinen Säbel tragen?«

Antwort: »Ich trug auch keinen Säbel, immer nur den Revolver, der bessere Dienste als der Säbel leisten kann.«

Das ist gewiß nicht wahr und offenbar nur ein ironisches Kompliment an die Adresse der Besucher. Aber die Bagage fühlt sich nicht einmal beleidigt, als er von den gemeinen Lügen einer Zeitung spricht, die behauptet hatte, daß er mit seinen Offizieren zerfallen sei. Er hätte während der Belagerung Adrianopels Berichtungen abfassen sollen, unterließ es aber. Er begnügt sich jetzt mit der Beteuerung, daß er und seine Soldaten immer fest zusammengehalten haben. Das genügt aber der Bagage nicht.

Frage: »Womit erklären Exzellenz den raschen Fall nach Beginn des Sturmes? Ist es wahr, daß Exzellenz sich äußerten, gegen solche Belagerer könne niemand standhalten?«

Anstatt nunmehr einen nassen Fetzen zu ergreifen, oder einen Zündstein, oder wenigstens den Abortbesen, begnügt er sich abzuwehren.

In großer Bewegung sagte Schilkri Pascha: »Bitte, lassen Sie mich schweigen.«

Das Gezücht läßt ihn aber nicht schweigen, sondern will noch wissen, ob er gewußt habe,

daß in Kirkkilisse, Baba Eski, Bunat Hissar und Lfile Burgas die türkische Armee geschlagen war? *Waren Exzellenz immer mit Konstantinopel in Verbindung?*

Da hört sich denn doch alles auf. Und Schiikri Pascha antwortet.

Antwort: »Gewiß, aber oft war der Apparat so schwach, daß tagelang der Verkehr abgeschnitten war ... «

Natürlich, denn der Apparat wurde für die Herbstzeitlosen gebraucht, als Herr Zifferer vor Adrianopel stand. Dieser hatte einen Auftrag zu vollziehen, der wohl etwas wichtiger war als die Verteidigung Adrianopels. Man wird es für eine Erfindung halten (dagegen ist die Realität heute machtlos): Herr Benedikt hatte depeschiert: »Sendet farbigen Bericht.« Und Zifferer sandte farbigen Bericht. Einen Bericht, gegen dessen Farbe das um Adrianopel vergossene Blut ein Tineff war. (Tineff ist der bulgarische Ausdruck für Lappalie.) Der Apparat war überlastet, die in Adrianopel konnten nichts von denen in Konstantinopel erfahren und vice versa, weil die in Wien alles erfahren mußten. Das Weitere erzählt Schükri Pascha »seufzend«. Pestilenz und Hungersnot sind böse Erinnerungen, aber darüber noch den Vertretern der Presse Auskunft geben zu müssen, ist grausam. Schükri Pascha erklärt, »daß für die Ausländer, und die Christen gesorgt war und nur die Muselmanen zu furchtbaren Entbehrungen verdammt waren.« Das genügt aber diesen Christen und Ausländern nicht, sie wollen Details. Die Frechheit versteigt sich zu der

Frage: »Ist es wahr, daß Exzellenz zuletzt an Ihren Soldaten verzweifelten?«

Anstatt nun endlich den Säbel vom Kleiderrechen zu nehmen, versichert dieser allgeduldigste Mohammedaner, daß er nie etwas derartiges gesagt habe.

»Was dürfte ich Soldaten sagen, welche monatelang kaum ein Drittel der gewöhnlichen Brotration genossen? Der Hunger hat uns in erster Linie besiegt ... «

Und in dieser Zeit wurden vor Adrianopel Tausende für farbige Depeschen ausgegeben! Das Gesindel läßt aber den alten Mann noch nicht in Ruhe, sondern will noch wissen, warum er den Auftrag gegeben habe, die Ardabrücke zu zerstören und die Pferde niederzuschießen. Der Bursche, der die Antworten für die Neue Freie Presse abzufangen hat, schließt endlich und wörtlich mit den Worten:

Wir *merkten*, daß unser *liebenswürdiger Erzähler* unter den furchtbaren Erinnerungen, die er *bisher* verborgen hatte, *litt*. Es wäre taktlos gewesen, mehr zu fragen. Freundlich lächelnd bot der *unglückliche Gefangene* jedem seine Hand.

Der Held von Adrianopel ist ein *liebenswürdiger Erzähler*, der im Gegensatz zu den andern *liebenswürdigen Erzählern*, die in der Literaturreubrik gelobt werden, etwas erlebt hat. Nebenbei bemerkt, er hatte die furchtbaren Erinnerungen bisher verborgen: was er also jetzt liefert, ist ein Originalbericht. Es wäre taktlos gewesen, mehr zu fragen. So weit aber war alles noch ganz korrekt. Schükri Pascha hat sich freiwillig ergeben, und erst spätere Besucher werden erfahren, ob er sich zuerst der Presse oder dem Tagblatt ergeben hat. Bis dahin aber hat der Himmel die Geduld eines Türken und die Blitze zögern dort, wo man sie am dringendsten braucht. Und zwölf Ziegelsteine fallen nicht vom Dach, wenn zwölf Boten der Christenheit ihr Kreuzverhör mit einem gefangenen Mohammedaner beendet haben. Sie gehen hin und dürfen es unter der Aufschrift bringen: »Der Held von Adrianopel über die Zeit der Belagerung«. Welch ein infernalischer Hohn, daß es der Sieg der Kanaille ist, wenn der Held von Adrianopel gesprächig wird und sich nicht nur in der Zeit der Belagerung, sondern über die Zeit der Belagerung bewährt. Am Kleiderrechen hängt der Säbel, auf der Etagere liegen die Zeitungen. Das ist die Ordnung. Die zwölf Boten der Christenheit gehen nachhaus und schildern ihr, wie der Islam stirbt. Sie hört es an. Mein Glaube ist, diese Christenheit taugt auch nicht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3